This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

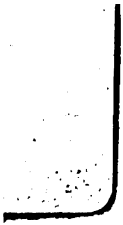
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

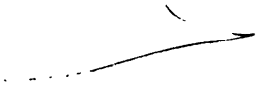
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495816 0





CIRCULATING
LIBR

C. A. Tiedge geboren
den 13ten Dezember 1752
zu Gardelegen
in der Altmark

Not in A
11-7-1908
9L

C. A. Tiedge's

sämmtliche Werke.

7005 831-137
V.1-2

Erstes Bändchen.

Vierte Auflage.

Leipzig, 1841.
Renger'sche Buchhandlung.
(Fr. Volckmar.)

439868
ASTOR, LENOX

Transfer from Circ. Dept. Astronomy Library JUN 17 1908

Urania

ein

Gedicht in sechs Gesängen.

An

meinen Gleim,

zum zweiten April 1801.

Zum Opfer Dir, dem Edeln, Weiſen,
Den heut' in Emma's Hain ein ſchöner Altar ehrt,
Und Lieder, welche Dich Urania gelehrt,
Mehr, als des Freundes Lieder, preiſen;
Dir, Freund, der zwiſchen zwei Unſterblichkeiten ſteht,
Mit einem Kranz, den in geweihten Stunden,

Vom Hauche der Begeiſtrung angeweht,
Die Muſe Hallabats um Deine Stirn gewunden;
O Dir, Du Sänger Gottes, weiht
Sich dieſes Lied von Gott und der Unſterblichkeit.

Tiedge.

Die Weihe.

Ich weih' im Thale den tiefſten Hain,
Daß ſeine Beſchattung mich hülle;
Zum ruhigen Heiligthum weih' ich ihn ein,
Zum Tempel der ſeligen Stille.

Es iſt ein dämmerndes Friedensreich,
Das flüſternde Lauben umgrünen;
Da iſt mir am blühenden Roſengeſträuch
Ein weihender Engel erſchienen.

Mein Geiſt war fern um ein theures Grab
Vertieft in unendliches Trauern;
Da kam auf mich ahnendes Leben herab,
Gleich wunderbar mächtigen Schauern.

Und ſchön, wie himmliſche Jungfrau'n, ſchön
Zu heiliger Botſchaft erleſen,
Entſchwebte dem Lichte vergeltender Höh'n
Ein hohes, ätheriſches Weſen.

Hell floß um blondes Gelock der Kranz.
So ſtrahlt's an unſterblichen Stirnen;
Doch dämmert es ernſt durch den leuchtenden Glanz
Es war das erhabenſte Zürnen.

„Wer biſt Du, ſchwebende Lichtgeſtalt?
Entflohſt Du dem himmliſchen Reigen?" — —
Nun wandelte leiſes Getön durch den Wald;
„Urania!" ſcholl's in den Zweigen.

„Gebeutſt Du, zürnend, Erhebung mir?
O zürne, Du Hohe, nicht länger!
Schon naht ſich, in frommer Begeiſterung, Dir
Der einſame, trauernde Sänger.“

Und ſanfter floß um die Lichtgeſtalt
Die Ruhe der Göttergefilde;
Sanft tröſtend umfing mich die ſüße Gewalt,
Die Kraft unausſprechlicher Milde.

O, darum weih' ich den tiefen Hain,
Daß ſeine Beſchattung mich hülle,
Zum ruhigen Heiligthum weih' ich ihn ein
Zum Tempel der ſeligen Stille!

Dort ſchwebt, vergöttert, mein Geiſt hinauf!
Entfeſſelt hinüber in's Freie.
Den Altar Uraniens richtet' ich auf,
Im Hain der erhabenen Weihe.

Kein Frevler nahe dem Altar ſich,
Den heilige Schatten umſchleiern!
Dort aber ſoll, hohe Vergötterte, Dich
Mein ſanfteſter Harfenton feiern!

Inhalt

des erſten Geſangs.

Der Zweifler ſchaut in das Leben friedlicher Tage, in die Stille ſeines unbefangenen Glaubens hinüber, klagt die Ausſtellungen einer ſkeptiſchen Philoſophie an, und fodert von ihr ſeine Tröſtungen, ſeine Ruhe zurück. Verluſte, welche die zarteſten Seiten des irdiſchen Daſeyns verwunden, ſtellen ſeine innere Beruhigung auf eine harte Probe, die das Gemüth einem Gedränge niederſchlagender Wahrnehmungen hingiebt.

In ſolchem Zuſtande der innern Zerriſſenheit entwikkelt ſich der Zweifel an dem Daſeyn Gottes. Die in der Naturwelt uns begegnenden Hindeutungen auf eine ordnende Weltregierung erheben das Gemüth zur Höhe des Friedens empor: aber auch dort erreichen ihn die Erfahrungen aus der ſittlichen Welt, beugen ihn ſchmerzlich danieder, entkräften ſeine freudigſte Hoffnung, und treiben die geängſtete Seele in ſich ſelbſt zurück.

Hier erſcheint ihr das eigene Daſeyn als ein verwikkeltes Räthſel. Sie überſchauet mit Wehmuth den Gang ihres irdiſchen Lebens, welches mit bald dahinſinkender Kraft dem Untergange zueilt. Nicht dauernder ſind die edelſten Denkmale im Nachlaſſe der Tugend. Umſonſt iſt unſer Forſchen, unſer Streben nach vollſtändiger Erkenntniß und befriedigender Glückſeligkeit — Was ſollen uns

nun Bedürfnisse, die über dieß Daseyn hinausreichen? Diejenige Weisheit, die dem Menschen seinen Himmel in der Tugend hienieden anweiset, ist eine kraftlose Trösterin; sie giebt ihn einem vielfachen Tode Preis; und wie quälend ist die hoffnungslose Sehnsucht nach einer rettenden Zukunft, indem jene Weisheit, diese Zukunft aufzugeben, uns anräth. Dieses geplagte, mit den regellosesten Gegensätzen von Tod und Leben, Verdienst und Schicksal, Tugend und Laster umringte, Daseyn gewähret nichts, als eine räthselhafte, finstere Ansicht des Cirkelganges vom Entstehen und Verschwinden. Furchtbar schrecken die Erinnerungen des Todes uns an. Ward es ihnen vielleicht gegeben, aufzuregen in uns das Bedürfniß der Hoffnung, ohne welche die Kraft unseres bessern Willens gegen die Stürme des Lebens und den Drang sinnlicher Foderungen nicht besteht? Hier stößt das Gemüth auf die unläugbare Abhängigkeit seiner innern Bestimmungen von der Gewalt irdischer Triebe.

Thatsachen einer solchen Abhängigkeit widersprechen der, dem Menschen zugeschriebenen, sittlichen Freiheit und der davon herfließenden Verdienstlichkeit und Zurechnungsfähigkeit moralischer Erscheinungen. Dem zu Folge kann der Mensch nicht umhin, sich als ein, von drängenden Antrieben seiner Organisation und von despotischen Schicksalen hin- und hergeworfenes, Wesen anzusehen. Dennoch fordert eine innere Stimme von ihm die Tugend: er soll, was er nicht kann. Diese Vorstellung vollendet den trauernden Zweifler, der, wie ein Verlaßner auf offnem Meere, von zufälligen Wogen umher getrieben wird, und hoffnungslos nach Zuversicht schmachtet.

Erſter Geſang.

Klagen des Zweiflers.

Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reich bekränzte Tage bot;
An der Hoffnung jugendlichen Wangen
Blühte noch das erſte, zarte Roth;
Auf der Gegenwart umrauſchten Wogen
Brannt' ein Morgen, ſchön, wie Opfergluth;
Hohe Traumgeſtalten zogen
Stolz, wie Schwäne, durch die rothe Fluth;
Leichte Stunden rannen ſchnell und ſchneller
An dem halberwachten Träumer hin,
Und die Gegend lag ſchon hell und heller,
Nur auch wüſter, da vor meinem Sinn.
Forſchend blickt' ich in die weiten Räume;
Aber bei dem zweifelhaften Licht
Sah ich jetzt nur meine Träume!

Wahrheit ſelbſt, die Wahrheit ſah ich nicht!
O der Helle, die dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als ſeine Nacht!
O des Lichtes, das den Glauben ärmer,
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!
Stolze Weisheit! durfteſt Du mir's rauben,
Das erhabne, ſtille Seelenglück?
Nimm, was du mir gabſt; nur meinen Glauben,
Meine Hoffnung nur gieb mir zurück,
Daß mein Haupt auf ihren Schooß ſich neige,
Und dieß Herz, das ſchwere Seufzer trug,
Ihr die Narben von den Wunden zeige,
Welche mir das harte Leben ſchlug!
Wie geſchreckt von einem grauſen Fluche,
Der aus einem Himmel mich verſtieß,
Fahr' ich zitternd auf, und ſuche
Mein verlornes Paradies.
Friede war um mich. Durch Blumenſtellen
Wandelte mein unbefangner Schritt,
Wie ein Lenztag, der aus ſeinem hellen,
Sonnenrothen Morgenhimmel tritt.
Hin, dahin iſt dieſe holde Jugend
Einer Zeit, die blühend mich umfing!

Stumm die Gegend, wo die ſtille Tugend
Einer hohen Seele ging!
Jedes Thal, voll Ruh und Abendröthe,
Mahnet mich an Hehra's Seelenflug,
Als ſie auf den Blick zum Himmel ſchlug,
Und der Geiſt, der ihr Gefühl erhöhte,
Meine Seel' auf Engelflügeln trug.
Mitten durch die finſtern Grabcypreſſen
Leuchtet jener Abend mich noch an,
Jener Sternenabend — unvergeſſen
Strahlt mich ſeine ernſte Feier an.
Wie verherrlicht! wie empor gehoben!
Einer heiligen Entzückung gleich,
Rief ſie aus: „Zum Wiederſehn dort oben
Sey gegrüßt, du ſtilles Geiſterreich!" —
Zu dem Strahl, der ihr Gemüth beſonnte,
Flog mit ihr auch meine Seel' empor.
Ach! die Zeit, als ich noch glauben konnte,
Sie ging unter, wie ein Meteor,
Das am ausgeſtorbnen Horizonte
Keinen Wiederaufgang feiern darf!
Zeig' am Leben mir die rothe Stelle,
Jenen Lichtblick, den die Morgenhelle

Einer andern Welt herüber warf!
Ja! wir dünken uns erhabne Götter,
In des Lebens Seligkeit vertieft;
Doch wie anders, wenn ein dunkles Wetter
Unſern innern Lichttag prüft!
Finſter ſchweigend liegt vor mir die Ferne!
Wie vom Sturm empor gejagt,
Richtet zwiſchen mir und meinem Sterne
Sich der Zweifel auf, und fragt
„Seyn und Werden! ſeyd ihr Dunſtgebilde
Die aus tiefer Nacht herüber wehn,
Und zerflatternd in dem Traumgefilde
Dunkler Phantaſieen untergehn?“ —
Wenn ich ſinnend durch das Leben walle
Dann erſcheint mir das Gebiet der Zeit,
Wie der Schauplatz einer Schattenhalle,
Wo die Täuſchung ihre Bilder reiht.
Traurig! traurig! ſeine Lauberhütten,
Wie an einen Abhang, in das Graun
Einer ewigen Zerſtörung, mitten
Unter Truggeſtalten hinzubaun!
Keinen Aufblick eines holden Strahles,
Der den Sinn des großen Bilderſaales

Der Natur enthüllte, je zu schaun!
Konnt' im Menschen Gott den Durst entflammen,
Der für Wahrheit brennt, und grausam ihn
Zum Verschmachten dann so tief verdammen?
Ihm den Becher zeigen, und entziehn?
Gott! ein Gott! ach, irrend such' ich ihn! —
Draußen, in der blaugewölbten Halle
Seines Tempels, such' ich seine Spur;
Suche Hoffnung, Trost und Ruh, und falle
Weinend in die Arme der Natur.
An die Sterne heften meine Klagen
Manches tiefe, seufzende Warum?
Keine Antwort spricht aus meinen Fragen;
Alles schweigt, die Mitternacht ist stumm.
Nächtlich einsam wandl' ich durch die Haide
Wo mein Geist den weiten Raum durchschifft.
Wer enthüllt mir diese Sternenschrift
An dem feierlichen Prachtgebäude?
Wer enthüllt die Flammeninschrift mir
An der Kuppel dieses großen Domes?
Waltet eines Gottes Finger hier?
Waltet er im Glanz des Weltenstromes,
Und im Bach, der durch die Felsen hüpft?

Lebt ein Gott im Menſchen und im Wurme?
Hör' ich dort ihn in dem Donnerſturme?
Hier im Säuſeln, das durch Myrten ſchlüpft?
Sieh! am Himmel leuchten tauſend Sonnen
Einen ſtillen Geiſt zu Gott hinan;
Aber blick' auf unſre Welt: — o dann,
Was dein Glaube dort an Licht gewonnen,
Löſet hier in Graun und Nacht ſich auf,
Und ein Sturm empörter Schmerzen
Schreit im tiefzerrißnen Herzen
Eingeſungne Zweifel wieder auf.
Freundlich tritt die Sonn' auf ihre Wolke;
Doch der Wahn, der Menſchen noch bethört,
Strahlt ſie nicht hinweg aus dieſem Volke,
Welches ewig, ewig ſich zerſtört.
Sieh! da ziehn die wilden Blutvergeuder,
Mord in Händen, Mord im wilden Blick!
Iſt ein Gott? ein Rächer? und die Schleuder
Seines Blitzes hält den Strahl zurück?
Elend ſeufzet dort in dunkler Kammer!
Laſter ſtehen, wo die Tugend fällt!
Iſt ein Gott? und ſo zerdrückt von Jammer
Die hinausgeſtoßne Welt?

In Cypreſſen hüllt ihr Haupt die Duldung,
Und die Tugend erntet Hohn und Spott!
Unſchuld trägt die Strafe der Verſchuldung!
Edle darben, und es iſt ein Gott? —
Oder führt den großen Zug ein Blinder?
Waltet überall ein blindes Loos?
Sind die Welten ausgeſetzte Kinder?
Fielen ſie auf keinen Pflegeſchooß? —
Aber ſieh! es leuchtet, ſtill und groß,
Hohe Weisheit auf an jeder Pflanze;
Von dem königlichen Cederkranze
Bis hinunter auf das niedre Moos. —
Dennoch, tief verhüllt und leiſe,
Schreitet eine finſtre Macht daher,
Für das Ohngefähr zu weiſe,
Für die Weisheit zu ſehr Ohngefähr.
Ja! das iſt die Macht, die feindlich
Unſern ſchönſten Traum zerſtören darf;
Die den Kranz zerreißt, den ſtill und freundlich
Zarte Lieb' in unſer Leben warf.
Stimmentöne ziehn um unſre Lauben,
Seufzend hier, dort jauchzend, ab und auf.
Eine Stimme ruft den Glauben

Eine andre jagt den Zweifel auf.
„Sagt, wo wird dieß Streitgetön verhallen?“
Fragt des Dulders thränenvoller Blick.
„Wohnet dort in jenen Sonnenhallen
Ein verſöhnendes Geſchick?
Unter welcher neuen Frühlingskrönung
Wird die Liebe ihren Himmel weihn?
Oder wird kein Feſt der Weltverſöhnung
Und wird nirgends Recht und Friede ſeyn?“ —
Ob ein Gott ſey? ob er einſt erfülle,
Was die Sehnſucht weinend ſich verſpricht?
Ob, vor irgend einem Weltgericht,
Sich dieß räthſelhafte Seyn enthülle? —
Hoffen ſoll der Menſch! er frage nicht!
Die du ſo gern in heilgen Nächten feierſt,
Und ſanft und weich den Gram verſchleierſt,
Der eine zarte Seele quält,
O Hoffnung! laß, durch dich empor gehoben,
Den Dulder ahnen, daß dort oben
Ein Engel ſeine Thränen zählt!
Wenn, längſt verhallt, geliebte Stimmen ſchweigen;
Wenn unter ausgeſtorbnen Zweigen

Verödet die Erinnrung ſitzt:
Dann nahe dich, wo dein Verlaßner trauert,
Und, von der Mitternacht umſchauert,
Sich auf verſunkne Urnen ſtützt.
Und blickt er auf, das Schickſal anzuklagen,
Wenn ſcheidend über ſeinen Tagen
Die letzten Strahlen untergehn:
Dann laß ihn, um den Rand des Erdentraumes,
Das Leuchten eines Wolkenſaumes,
Von einer nahen Sonne, ſehn! —
Aus den Blicken dieſer Hoffnung ſchimmert
Warmes Leben in den kalten Schooß
Eines Daſeyns, dem ein hartes Loos
Jede Ruh und jeden Troſt verkümmert.
Wenn ſie aufgeht — o wie ſtill und groß!
Wie ein Engel, ſtill und groß erſcheinend!
Was Tyrannen kalt und ſeelenlos
Vor ſich niedertraten, neigt ſich weinend,
Selig weinend hin auf ihren Schooß.
Süße Hoffnung! unter Friedensharfen
Bildete ſich dein Vergöttrungstraum;
Kalte Todesſtürm' und Zweifel warfen
Nachtgewölk in dieſen lichten Raum.

Wankend irr' ich, wie in dunkler Höhle,
Die den Blick ins Freie mir beſchränkt;
Und die Seele — — Doch was iſt die Seele?
Weißt du, wie ſie lebt, und wie ſie denkt?
Weißt du, ob ſie einſt noch retten werde
Dieſes Leben ihrer innern Welt,
Wenn um ſie das Haus von Erde,
Wo ſie wohnt, in Staub zerfällt?
Ihre Kraft, muß ſie durch Schmerzen reifen,
Ohne je der Reife ſich zu freun? —
Keine Antwort! Dieſe Fragen greifen
Finſter in die Finſterniß hinein.
Nur ein ſchwermuthvolles Mondgezitter
Wirft ihr durch's Gefängnißgitter
Einen matten, kranken Strahl herein.
Ach! ſie ſchaut hinaus, und draußen wanken
Die Geſtalten um ein weites Grab.
Blüten ſinken, Früchte fallen ab
Von den Zweigen, ſo die Höhl' umranken.
Trat ich hin an den Naturaltar,
Um darauf, als Opfer, zu verbluten?
Bringt das Leben ſeine zwei Minuten
Zitternd der Vernichtung dar?

Leer war meine Stelle, eh' ich war;
Iſt der Schritt zum Nichtſeyn nicht derſelbe,
Der der Schritt vom Nichtſeyn iſt?
Sieh! wir treten in dieß Prachtgewölbe,
Schaun hinauf, und ſcheiden unvermißt.
Frag das Leben! hat es mehr zu ſagen?
Schleicht dort nicht in abgeblühten Tagen
Die Vergangenheit, wie ein Geſpenſt?
Frage dich, ob du den Mann noch kennſt,
Der, vom Glanze ſeiner Geiſtesgaben
Weggeſunken, nun im Dunkel lebt?
Eh' der Raſen uns begräbt,
Hat uns ſchon die Zeit begraben.
O Natur! an deinen Blutaltar
Tritt die Zeit, und bringt den Stolz der Höhen
Selbſt der Tugend heilige Trophäen
Bringt ſie dir, zu theuern Opfern, dar! —
Armes Daſeyn, das, ſich ſtolz erhebend,
Ueber ſeinen Raum hinüber lauſcht,
Immer, hin nach Idealen ſtrebend,
Mängel nur um andre Mängel tauſcht!
Eingeweiht zum Lichtgenoſſen,
Fragt der Forſcher, wo die Wahrheit wohnt;

Aber ſieh! der Himmel iſt verſchloſſen,
Wo die hehre Göttin thront.
Ach! wir ſpähn und ringen nur vergebens!
Nebelwüſte ſtarrt um unſre Bahn;
Und am finſtern Eingang dieſes Lebens
Harret ſchon auf uns der Wahn,
Der uns fort durch jede Krümme
Labyrinthiſcher Gewinde reißt!
Dennoch hat die Wildniß eine Stimme,
Die uns Seligkeit und Licht verheißt. —
Seligkeit! — aus welcher lichten Sphäre
Warfſt du deinen Schatten uns herab?
Dunkel ſpiegelt er in jeder Zähre,
Die auf Freudentrümmer fällt, ſich ab.
Reichre Fülle zündet tiefres Sehnen
In dem ſtürmevollen Buſen an.
Sinkt verarmt, was dürftig hier begann:
Warum fodern unſre Thränen,
Was kein Gott gewähren kann?
„Laß uns, ſpricht ein Weiſer, laß hienieden,
Wenn wir das erſehnte Dort nicht ſchaun
Laß durch Tugend uns den Frieden
Eines Erdenhimmels baun!“ —

Einen Frieden im Getümmel
Dieſes wandelbaren Glücks?
Armes Herz! ſo baue deinen Himmel
In die Schranken eines Augenblicks! —
Möge ſich der hohe Weiſe rühmen,
Dieſe Weisheit zu verſtehn:
Sich den Weg zum Nichtſeyn zu beblümen;
Ich kann nicht ſo glorreich untergehn.
Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann iſt Tod, und nichts als Tod, um mich!
O dann ſteht das Thier auf ſeiner Stufe
Höher, ſeliger, als ich!
Fröhlich zirpt die Grille durch die Haide
Fröhlich hat ſie ein Mal ausgezirpt,
Wenn der Menſch mit jeder Freude,
Die dahin ſtirbt, ein Mal ſtirbt.
O, Zerſtörung! welche Todeswunden
Drohn den feierlichſten Weiheſtunden!
In die Luſt verkleidet ſich der Schmerz.
Liebe! Lieb' um deine Roſentage
Flattert ſelig der bekränzte Scherz:
Dort ſieh hin! am ſtummen Sarkophage
Weint und blutet ein verwaiſtes Herz! —

Lieb' und Freundſchaft! müßt ihr ſo verſchwinden,
Im Gebiete, das ein Wurm verheert:
Und ihr dürft ein Engelreich verkünden,
Das die großen Opferungen ehrt?
Dieß Emporſchaun von dem engen Thale,
Iſt es Wahnſinn? iſt's ein Flug im Traum? —
Und doch leuchtet's oft in dieſem Raum,
Als ob Götterglanz vorüber ſtrahle.
O, der edle, hohe Tugendſinn!
Wird er nie Vollendungskronen tragen?
Geißeln uns ſo zwecklos hundert Plagen
Durch's Gewühl des Lebens hin?
Eines Lebens, das wir nicht begreifen,
Wenn es darum nicht der Zeit entquoll,
Um an einer Ewigkeit zu reifen?
Welch ein Leben! Weißt du, was es ſoll?
Sieh es an! kein Fiebertraum iſt bunter:
Weiſe fallen, die ein Narr begräbt;
Hehra's Seelenlicht ging unter,
Und der düſtre Wahnſinn lebt!
Schau! hier ſinkt der Kindheit friſche Jugend,
Dort des Alters graue Kindheit hin!
Frag das Laſter, frag die Tugend!

Hat das Leben einen Sinn?
Iſt der Lichttag göttlicher Aurele,
Tief zur Nacht hinab zu ſinken, werth?
Wird die Nacht in der Tyrannenſeele
Nie zum heitern Lichttag aufgeklärt?
Horchend tret' ich an die dunkle Pforte,
Wo die trauernden Cypreſſen wehn;
Murmeln hör' ich dumpfe, düſtre Worte:
„Blühen, wachſen, welken und vergehn!“ —
Wag' es nicht, das Haupt empor zu heben!
Vor dir ſteht er, des Vernichters Thron.
„Schau! ich bin das Elend“, ſpricht das Leben
Zu dem Menſchen — „und du biſt mein Sohn!“
Ja, der Lufthauch, der den Halm umfächelt,
Hob das Röcheln einer Bruſt empor;
Und der Thau, worin die Roſe lächelt,
Drang, als Scheidethrän', ein Mal hervor!
Was erringt die junge Kraft des Strebens?
In dem zarten Pulſe klopft und dringt
Ein Zerſtörer an die Thür des Lebens,
Bis der Einbruch, den er droht, gelingt.
Sagt, verborgne Mächte! warum wüthen
So viel Stürme nieder unſre Blüten?

Warum fällt der Menſch nicht unbedacht?
Wird ihm nichts den finſtern Gang vergüten?
Warum fühlt denn Er nur ſeinen Tod?
Sprecht! hat die Natur des Todes Schrecken
Darum in dieß Daſeyn hingeſtellt,
Um den Erdentraum hinauf zu wecken
Zu der Feier einer Götterwelt?
Sagt! was giebt der Tugend Muth, zu handeln,
Kraft, ſich auf zu kämpfen, wenn ſie ſinkt,
Und getroſt den Klippenweg zu wandeln:
Wenn da drüben keine Krone winkt?
Wird die kalte Weisheit Fluten hemmen,
Die der Sturm auf wilden Flügeln trägt?
Dieſe Welle, die das Ufer ſchlägt,
Wird, trotz ihr, das Ufer niederſchwemmen.
Mächtig dränget uns durch Luſt und Schmerz
Die Natur, von That zu That, hinüber.
Gieb dem Herzen eine andre Fiber:
Und es iſt nicht mehr dieß Herz;
Und es knüpfen andre Folgenreihen
Sich an andre Thatenreihen an.
Wenig von dem Mann, dem wir verzeihen
Oder den wir richten, iſt der Mann.

Nur ein Funken Lebensfeuer minder
In Piedro's flammenreichem Blut:
Und er wurde nicht der grauſe Sünder,
Und Vanina nicht ein Raub der Wuth.
Mit dem Rachedurſt der Eumeniden,
Der ſich flammend durch ſein Herz ergoß,
Mußt' er's rächen, daß die Gattin Frieden
Mit des Vaterlandes Mördern ſchloß;
Mußte — denn er höret vor dem Grimme,
Der ihn aufſtürmt, keine ſüße Pflicht,
Höret nicht der Unſchuld ſanfte Stimme,
Hört den Schrei der zarten Kinder nicht!
Welch ein Widerſtreit der Kräfte,
Der den Willen hier- und dorthin reißt!
Iſt es Ebb' und Fluth der Nervenſäfte?
Iſt es Körper oder Geiſt?
Iſt der Menſch an's große Rad gekettet,
Das ſich ewig um ſich ſelber kreiſt.
Was iſt unſre Tugend dann? was rettet
Dann die Freiheit unſerm Geiſt?
Tugend! Tugend! deine Kränze pflegend,
Feiert dich das ſtille Herz ſo gern;
Aber hin durch dieſe heitre Gegend

Zieht das Schickſal, wie ein Nebelſtern.
Dürfen wir von Freiheit träumen?
Fühlen wir bei jedem Schritte nicht
Unſre Ketten und ihr Laſtgewicht?
Heilge Stellen ſelber mußt du räumen,
Wenn gebieteriſch das Schickſal ſpricht.
Mögen wir dem Doppelzwang entfliehen?
Wir ſind Kinder der Natur
Und des Schickſals, ihren Phantaſieen
Hingegebene Kinder ſind wir nur.
Sturm von außen, Sturm von innen
Reißt den Menſchen aus dem Schooß
Seiner Ruh; und frevelndes Beginnen
Iſt nicht Schuld, es iſt ſein Loos,
Iſt der Geiſt, der — unbekümmert,
Ob das Gute endlich ſiegt,
Oder ob's ein Raſender zertrümmert —
Durch das weite Leben fliegt.
Rauſchen hört der Menſch die dunkle Schwinge,
Die den Ocean der Welt bewegt,
Felſen hebt, und Felſen niederſchlägt;
Stürmend reißt ihn fort die Fluth der Dinge,

Weiß er, wie? wohin die Fluth ihn trägt?
Ihre Welleneile jagt den Weisern,
Wie den Thoren, hin durch Schmerz und Lust.
Hart und drückend, kalt und eisern
Liegt des Schicksals-Hand auf unsrer Brust.
Tugend! Tugend! doch soll ich dich feiern!
Eine leise Stimm' im Herzen spricht's.
Ach! wer mag das Räthsel mir entschleiern,
Daß der Mensch hier alles wird und nichts?
Sieh! da steh' ich nun und wanke,
Gleich dem Wandrer, auf beschneiter Bahn;
Und in einem wüsten Ocean
Rudert, ohne Kompas, mein Gedanke,
Ohne je dem Ufer sich zu nahn:
Und kein Pharus wirft auf so viel Syrten,
So viel Klippen ein willkommnes Licht!
Ach! kein Pharus leuchtet zu den Myrten,
Wo die Freiheit ihre Kränze flicht!
Tugend! Tugend! doch soll ich dich feiern!
Ist's ein Gott, der, hinter dunkeln Schleiern,
Wunderbar zu meinem Herzen spricht?
Brannt' ein Gott dieß Feuer ungestillter,
Heißer Sehnsucht tief in's Leben ein?

Werd' ich einſt, du heiliger Verhüllter,
Werd' ich freier und dir näher ſeyn? —
Heilge Nacht! du führeſt deine Globen
Still und friedlich durch den Himmelsraum.
Wohnet Licht und Friede nur dort oben?
Iſt hienieden alles Traum?
Traumgeſtalten gleich, dahingeſchwunden
Sind, im wilden Kampfe des Gewühls,
Die erhabnen, großen Weiheſtunden
Unſers zarteſten Gefühls.
Hat der edle Sieger welke Kränze,
Hat er Todtenkränze nur gepflegt,
Die er, ſcheidend, an der öden Gränze
Dieſes Lebens nieder legt?
Ruhe, dich! dich ſuch' ich, holder Friede!
Suche dein Geſtirn am Himmel auf;
Tief im Dunkel, tief verirrt und müde
Schließt dein Pilger ſeinen Lauf.

Inhalt

des zweiten Gesangs.

Vorüberfliegend sind die Gestalten der Zeitlichkeit; und ihr fordern wir das Geheimniß der Ewigkeit ab?

Wir sind dem Irrthum unterworfen; doch eben hierin beruht der hohe Rang des Menschen, daß er bestimmt ist, die tiefe Fülle der Erkenntniß zu ahnen, und empor zu dringen von Stufe zu Stufe, deren jede ihren beseligenden Gesichtskreis hat. Eine solche Beseligung würde er verlieren, wenn er eine der Stufen überspränge: und so hebt sich der Wunsch, die volle Wahrheit zu umfassen, von selbst auf. Wie hoch immer der Mensch sich aufschwingen mag in den Ordnungen der Geisterwelt: auch höhere Geister erschöpfen die Fülle der Erkenntniß nicht. Das Gebiet der Wahrheit ist unendlich: die Beherrschung desselben muß einem unendlichen Geiste zukommen. Der, durch die Selbstständigkeit der Vernunft gewonnene, Glaube an Gott ist dem Menschen so unentbehrlich, gehört so sehr zu seinen innersten wesentlichsten Bedürfnissen, daß eben diese, in unserm tiefsten Seyn gegründete, Unentbehrlichkeit ein höchstes, ein Urseyn voraussetzt.

Lebhaft spricht dieß höchste Bedürfniß durch die Stimme des Gewissens uns an, in dem Gebiete der Tugend, und äußert sich besonders tief ergreifend in dem

Gefühle der Theilnehmung an dem Kampfe des Rechts, und an dem Siege, mit welchem aus den Anfechtungen die sittliche Würde hervor geht. — Blicken wir in die früheſten Tage der Menſchheit zurück: und wir ſehen, wie mit dem erſten Erwachen des Bewußtſeyns in des Menſchen Bruſt der Glaube an ein höchſtes Weſen erwachte, den ſpäterhin in beſtimmteren Formen das ägyptiſche Prieſterthum pflegte. Ohne dieſen Glauben — welche Ausſicht des Lebens! welches Geſchenk der Vernunft! Warum empört es uns, die Tugend leiden zu ſehen? Dürfen wir von dem Zufalle Gerechtigkeit erwarten? Von der Naturwelt kann die Anerkennung deſſen, was recht iſt, nicht gefordert werden. Von einem Gotte iſt Herſtellung und Ausgleichung zu erwarten. Nur unter dieſer Vorausſetzung, die ſich ſo unmittelbar, ſo unwillkührlich uns aufdringt, die uns ſo unentbehrlich iſt, ſind die zufälligen Leiden der Tugend als ihr Triumph anzuſehen; und jede Anſicht des Lebens heitert ſich auf. Dieſem angebornen geiſtigen Lebensbedürfniſſe, dieſer innerſten Mahnung, die aus des Bewußtſeyns heiligſter Tiefe herauf tönt, ſchallet aus der, uns umgebenden, Schöpfung die Stimme der Natur entgegen, beſonders wenn ſie uns zur Betrachtung des geſtirnten Himmels empor ruft. Ohne den Glauben an Gott geräth die Vernunft mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, und die Erſcheinungen der Natur ſind leere Träume. Selbſt höhere Geiſter können dieſen Glauben nicht entbehren.

Zweiter Geſang.

Gott.

Laß untergehn die wandelnden Geſtalten,
Die bunt und irrend durch einander ziehn!
Am innern Leben, Freund, laß ſich die Hoffnung halten!
Wir bleiben, die Geſtalten fliehn.
Doch ſprich, warum beſchwören unſre Klagen
Den eilenden Vorüberflug der Zeit,
Vor uns zu ſtehn und aus zu ſagen
Den Inhalt einer Ewigkeit?
In's Heiligthum zu ſchaun, in's Heiligthum der Klarheit:
Der Reiz umzaubert uns; allein
Die Wahrheit darf den Durſt nach Wahrheit
Nicht löſchen, ihn nicht tödten; nein,

Entflammen ſoll ſie tief in uns den Geiſt des Strebens,
Und auf dem Ocean des klippenvollen Lebens
Der ferne Lichtblick eines Pharus ſeyn.
In labyrinthiſchen Gewirren
Schwankt ungewiß der Menſch dahin:
Und dieß, dieß iſt ſein Rang; nur er, der dieſen Sinn
Für Recht und Licht empfing, der hohe Menſch kann irren.
Wie aber darf die Blum' im Kranz,
Wie darf ſie ſelbſt der Kranz ſeyn wollen?
Genug, auch ſie gehöret zu dem Glanz,
In welchem Sonnenſtaub und Sonne fluthend rollen,
Von einer Kraft erfüllt, die durch das Ganze webt.
Hoch trägt den Menſchen dieſe Weſenfülle,
Um die der Geiſt der feierlichen Stille,
Wie eine dunkle Weihung, ſchwebt.
Dank der verborgnen Hand, der unſre Tag' entquillen,
Daß ſie das Licht von fern uns ahnen ließ!

Nicht der Beſitz, nur das Enthüllen,
Das leiſe Finden nur iſt ſüß.
Vom Nebelthal hinauf zur reinern Sonnenhelle
Führt uns ein Gang, der jede Lebensſtelle
Mit ihrem eignen Himmel ziert.
Gewönn' ein Herz, das eine ſolche Sphäre,
Solch einen Himmelsraum verlöre,
Wohin der Stufengang, von Seyn zu Seyn, uns führt?
Es ſey, daß du ein Mal durch jene Sonnenferne
Zur Welt des Sirius hinüber flogſt:
O, dann verſchmähteſt du das Heil auf unſerm Sterne;
Dann ſchliefe, was du hier erzogſt,
Dann ſchliefe noch, verhüllt im Kerne,
Der Gartenhain, voll Blumenphantaſie,
Voll ſtiller, ſüßer Laubenkühle;
Und — was nur dieſer Sinnenkreis verlieh
Die ganze kleine Welt, voll lieblicher Gefühle,
Sie wäre nicht, und würde nie.
Und wie, wenn dir die Wahrheit es vergönnte,

Daß ihren vollen Kreis dein Blick umfaſſen könnte:
Was würd' es um die Wahrheit ſeyn?
Verdiente ſie das Glutgeloder
Des hochentflammten Wunſches? Nein!
Sie ganz zu faſſen, müßt' ihr Umfang kleiner
— oder
Du, Menſch, du müßteſt größer ſeyn.
Und dieß, dieß forderſt du; allein
Wie groß? das iſt die ſchwere Frage. —
„Hinauf! hinauf! zu eines Engels Glanz!"
Auch dahin folgt dir deine Klage;
Kein Engel faßt die Wahrheit ganz;
Er ſtrebt, wie du, der tiefen Fülle näher,
Und ahnet immer nur von fern den Sonnenthron.
Die Wahrheit weiß von keinem Lieblingsſohn;
Auch du biſt ihr geliebter Späher;
Und was du wünſcheſt, haſt du ſchon;
Haſt einen dunkeln Tag, voll Bürgſchaft hellrer
Tage;
Die ſpricht ein holdes Wort zur Wehmuth deiner
Klage:
Nur dieſe Bürgſchaft macht das Leben lebens-
werth;

Sie ſchmiegt ſich an die Ruh' des ſtillen Tugend-
kreiſes,
Der, tief in ſeinem Schooß, ein leiſes
Vollendungsahnen heilig nährt.
Schau hin! dort liegt das All, wie eine reiche
Dichtung.
Vollendung nirgend, reges Wandeln nur
Durch die, mit Welten überſäte, Flur.
Vollendung *unſeres* Seyns, was wäre ſie? Ver-
nichtung!
Sich ſelbſt erſchöpft erſchöpfender Genuß!
Vom Tode rettet ihn auch nicht der Ueberfluß.
So flögſt du dann umſonſt von einer Son-
nenwende
Bis zu der andern, vom Nadir
Bis zum Zenith hinauf: o Freund, dein Auge fände
Nur immer größer das Gewirr,
Und immer weiter hin und weiter hin das Ende,
Jedoch das Löſungswort des großen Räthſels nie!
Wer mag das große Buch des Weltenraums
entſiegeln?
Vor welchem Geiſt erſcheint die Wahrheit klar und
rein? —

Von dem sie ausgeht, Freund, wie Weltensonnenschein;
In einem höchsten Schaum muß sich die Wahrheit spiegeln;
Enthüllt erscheinet sie vor einem höchsten Seyn.
Ein Urseyn ist, worin sich alles Seyn entfaltet,
Aus einem Urseyn tritt gestaltet
Ein jedes Seyn hervor in das Gebiet der Zeit:
Dieß Urseyn nennst du Gott: er waltete und waltet
In Lieb' und Recht, in Licht und Herrlichkeit. —
„In Liebe, Licht und Recht?" — so fragt die düstre Klage —
„Wer", ruft sie aus, „wer mag, Verzweiflung, dir entfliehn?
Gebieten Lieb' und Recht, daß thränenvolle Tage
Zerstörend hin durch unsre Hütten ziehn?"
„Es ist kein Gott!" — Mit tausend Uebeln ringend,
Stürzt der gequälte Mensch in's öde Nichts hinab;
Und schweigend fliegt die Zeit, sich auf und nieder schwingend,
Hin über ein weit aufgeworfnes Grab!

„Es iſt kein Gott!“ — ſo ſchrein aus dumpfen Hallen
Des Jammers Klagen auf, und ſchallen
Durch das Gewölbe der Natur. —
Es tönt mir nach von der verheerten Flur!
Da zog das Unheil hin um eingeſtürzte Hütten!
Und durch das Leben ging der große Meuchelmord!
Allgegenwärtig hier und dort,
Flog eine Furie, Verderben aus zu ſchütten!
Das Heiligſte verhöhnte wilder Spott! —
O Harmonie der Welten! iſt ein Gott?
Iſt ein Gericht, und darf's der Frevel ſo verhöhnen? —
Da ſcholl es, wie ein Ruf, zu meinen Klagetönen:
„Still! rechte nicht! der Eingeſchränktheit Sohn
Wird nur berührt vom nachbarlichen Ton;
Das Ganze wird das Einzelne verſöhnen.“ —
„Was iſt das Ganze?“ fragt das tief zerrißne Herz,
„Ich kenn' es nicht, ich bin von ſeinem Schutz verlaſſen?“
Und auf zum Himmel blickt der ſtarre Schmerz
Den Gott des Rechtes will er faſſen. —

Ach! führet denn kein Laut im Menſchen auf die Spur,
Den Heiligen zu glauben, ihn zu ahnen?
Kein Wink in der uns rings umwaltenden Natur,
Um unſerm Blick den Weg hinauf zu ihm zu bahnen?

Wahr iſt es, unſer Blick erreicht ihn nie.
Die ſinnende Vernunft verlanget Offenbarung;
Sie ſchwingt ſich forſchend auf, und forſchend wandelt ſie
Durch's offene Gebiet der ſchweigenden Erfahrung.
Sie fragt die Möglichkeit; die Antwort iſt: „Vielleicht.“

„Ach! nur vielleicht!“ Sie fragt das Leben,
Sie fragt den Tod, der um das Leben ſchleicht;
Und keins vermag, die Antwort ihr zu geben,
Vor der die Nacht der Zweifel ſich erhellt.
So laß uns denn zur Tugend fliehen!
[redacted] der gürt uns eine Geiſterwelt,
ſchweigend'er Kraft, die Welt der Lebenshar-
monieen,
ein weit höhres Seyn uns vor die Seele
ſtellt.

Wir würden nie die Dunkelheit verklagen,
Die uns umgiebt, verriethe nicht
Den Schatten unſrer Nacht ein Licht,
Das, hinter dieſen Erdentagen,
Wie durch zerriſſne Wolken bricht.
Ein Strahl von dieſem Licht fällt in das innre Leben;
Mir iſt ein Gott in's Herz gegeben,
Ein Ahnungsſinn, der meinen Geiſt
Unwiderſtehlich hin nach jener Höhe reißt,
Dahin, wo wandellos, in unerſchaffner Fülle,
Die Wahrheit wohnen muß, ein ewig feſter Wille:
Und dieſer Will' iſt Gott, der hohe Weltengeiſt.
Begreiflich nur ſich ſelbſt, ſich ſelbſt erſcheinend, waltet
Sein Wille dort in einem reinen Licht,
In welchem ſich vor ihm die Geiſterwelt entfaltet.
Was heilig iſt, das Wort von Pflicht und Recht, iſt nicht
Im Buche der Natur zu leſen.
Ein feierlicher Ruf des innern Menſchen ſpricht:
„Sohn der Natur, du biſt ein Sohn der Pflicht!"
Vor dieſem Rufe beugt ſich tief mein ganzes Weſen;
Gott iſt es, der durch ihn zu meinem Geiſte ſpricht.

Ob auch die Lebensbahn im Nebelmeer verſchwimme:
Geſichert leitet uns das Wort der innern Stimme.
Sie ruft empor den Geiſtesblick,
Empor von den befangnen Sinnen;
Sie tönet laut in uns von Innen
Hinaus in die Natur, und hallt aus ihr zurück.
Was weint in uns, wenn ſtill und rührend
Die Unſchuld kämpft mit Mangel, Hohn und Spott?
Was jauchzt in uns, wenn triumphirend
Die Tugend ſiegt? — Der Glaub' an Gott!
Was ſpricht, wie Geiſterruf, zum Harme?
Was wirft den Zweifler ſelbſt, wenn ihn kein Troſt mehr hält,
Wenn er ſchon aus dem Arm der letzten Hoffnung fällt,
Dem Aberglauben in die Arme?
Der Glaub' an Gott und an die Geiſterwelt!
Der Aberglaube ſelber iſt ein Schatten,
Den innre Wahrheit auf das Leben warf;
Er borgt von ihr die Kraft, den Frieden zu erſtatten,
Den unvertilgbar das Gemüth bedarf.

Laß unſern Blick in jenes Morgengrauen
Der frühern Welt hinüberſchauen:
Da finden wir ſie ſchon, des Glaubens leiſe Spur;
Da trägt ſo mütterlich, ſo zart, wie das Erbarmen,
Die holde, pflegende Natur
Die junge Menſchheit auf den Armen;
Ihr Zögling ſchaut umher auf der geſchmückten Flur:
Wer hat die Kränze dort und hier ihm aufgehangen? —
Und betend ſtreckt er ſeine Hand
Nach der Natur, die mild ihm zugewandt
Mit Mutterlächeln auf den Wangen,
Von friſcher Blumenluft umweht
An ſeinem Wiegenlager ſteht,
Wo ſie in duftig grünen Hallen
Ein Paradies ihm ſchuf, ein reiches Paradies,
Und Abends ihn von ihren Nachtigallen
In weichen Schlummer ſingen ließ.
Ihn weckt der Tag; und mit der Morgenſonne
Erwacht in ihm die ſtille Seelenwonne,
Die freudig Gottes Licht erkennt,
Und ohne Namen ihm das hohe Weſen nennt.

Dem Menſchen iſt, zur Pilgerſchaft durch's Leben,
Ein Gottgefühl, ein Ruf des Glaubens mitgegeben,
Der, wo er ſchrecklich ihn auch mißverſtand,
Doch nie und nirgend ganz aus ſeinem Buſen ſchwand.
Der Glaube war's, der laut das Taggeſtirn begrüßte:
Schau Iſis Prieſter dort, wie betend er ſich weiht!
Die Sonne kommt, ſie tritt aus ihrer heilgen Wüſte: —
Ja, das iſt Gottes Herrlichkeit!
Das Höchſte hat dem Seher ſich verkündet,
Das Heiligſte, wonach die Seele ringt.
Horch! ſein Geſang, vom Gottgefühl entzündet,
Wie Feuer bricht er aus; der Hymnen Chorus ſingt:
„In Flammen naht ſich Gott. Empfangt ihn Morgentöne!
Fall' an ſein Herz, Natur, mit einem Wonnelaut
Auf! ſchmücke dich mit deiner ganzen Schöne,
Du, ſeine hochbegabte Braut!

Sie ſtrömt auf dich herab, die königliche Feier,
Die hochzeitfeſtlich deinen Gott umfängt!
Verhülle dich in den Vermählungsſchleier,
Der ſtrahlenreich von ſeinen Schultern hängt!
Ruf' ihm entgegen! Dort durch leuchtende Gefilde
Des blauen Aethers wandelt er.
Schau! Wie das Licht von ſeinem Flammenſchilde,
So geht Entzücken vor ihm her.
Die Himmel, die in ſeinem Glanze ſchwimmen,
Umfeiern ſeinen wundervollen Gang.
Ihr Morgenlüfte, werdet Stimmen!
Ihr Bäum' und Bäche, Harfenklang!" —
So, Freund, begeiſterte der Glaube die Altäre
Des dunkeln Heiligthums am Nil der alten Welt.
Und, o wie tröſtend ſpricht ſein Wort zur frommen Zähre,
Die von der Tugend Wange fällt!
Es ſey kein Gott, die Tugend ein verhaßter,
Ein öder Lebenszwang, der jede Freud' entwürzt;
Ein Himmel ſey die Luſt, der Gott darin das Laſter;
Die Menſchenwürde ſey von ihrem Thron geſtürzt:

O! dann iſt nirgend Licht und Leben,
Der Menſch ein dumpfes Seyn, um das Phantome ſchweben,
Und Schatten fahren wild durch ſtumme Wüſten hin.
Es herrſcht ein blindes Heer zerſtörender Gewalten,
Das große Traumgeſicht der Welt iſt ohne Sinn,
Und zwecklos wogt in uns ein Chaos von Geſtalten,
Und was Bedeutung lügt, täuſcht zur Vernichtung hin.
Es raſt in uns ein Trieb, der Trieb, empor zu ringen,
Dem ſich das Herz doch nicht entretten kann;
Und Wahnſinn iſt es, ſich der Tugend auf zu dringen;
Das Streben der Vernunft, den Knoten zu entſchlingen,
Iſt Thorheit! Thorheit klagt und ſtaunt den Zufall an.
So hat das Göttliche des Menſchen keine Rechte,
Dem Rechte ſich zu nahn? ihm gläubig zu vertraun?

Iſt, was uns himmliſch dünkt, von irdiſchem Geſchlechte?
Sind wir der Noth, ſind wir des Zufalls Knechte? —
Ach! immer dunkler wälzt das Graun
Herauf die ſchwarzen Mitternächte,
Die unſern heilgen Stern, den Thron
Des Rechtes, zu verſchlingen drohn.
Allein dieß Graun, dieß Widerſtreben
Dem Zufall ſich dahin zu geben,
Erſchüttert deinen Geiſt, wenn dich ein Mißklang irrt,
Um dein Gemüth empor zu einem Gott zu heben,
Der einſt das Recht verſöhnen wird.
Du ſiehſt: das Laſter ſchwelgt bei lauten Jubelchören,
Die Tugend darbt, die Unſchuld wird verkannt,
Der Frechheit folgt das Glück, die Wahrheit wird verbannt,
Die Weiſen baun am Heil, daß Narren es zerſtören!
Hier iſt es, wo dein Herz auflodernd ſich empört! —
Vernunftlos, wie er iſt, wie mag er dich empören,

Der Zufall, der da wild den Gang des Rechtes
stört?
Verklagst du so die Blindheit eines Blinden?
Doch nein! du kannst dich hier dem Glauben nicht
entwinden:
Daß einer Welt des Rechts die Tugend angehört,
Die hier im Drang der Welt sich göttlich frei
entfaltet.
Ja, mächtig, wie ein Lebenstrieb,
Hält dich der Glaube fest: daß eine Gottheit waltet,
Die ihren Namen tief in's Herz der Tugend schrieb.
Uns ward ein Sinn des Rechts, und Trieb nach
Lebenswonne;
Und dieser Doppelstrahl, der in dies Daseyn fällt,
Verleugnet nicht die ferne Sonne,
Die einen höhern Kreis erhellt.
Es ist ein Gott! und sieh! die Nebel sind
zerflossen
Vor diesem Sonnenstrahl; ein großer Lebenstag,
Ein Auferstehungstag ist ausgegossen,
Wo dumpfe Mitternacht, voll Todesgeister, lag.
O, Mensch! vermisse diesen Glauben,
Und fühle, was dein Heiligstes vermißt!

Du würdeſt die Vernunft ſelbſt ihres Lichts berauben:
Gott iſt, weil eine Tugend iſt!
Vernimm ihr leiſes Wort! es wird an Hehra mahnen;
Und ſelbſt ihr ſeufzendes Warum
Iſt nur ein ernſtres Himmelsahnen:
Ihr iſt die Mitternacht nicht ſtumm.
Die Tugend leitet uns, wo irre Träume grübeln;
Sie führet uns durch dieſes Labyrinth,
Das uns mit täuſchenden Geweben überſpinnt;
Sie zeugt von Gott, Trotz allen Erdenübeln,
Die nur Triumphgepräng' in ihrem Zuge ſind.
Und Heil und Heiligkeit ſind zwo verwandte Flammen;
Sie flammen hoch durch das Gebiet der Zeit,
Und neigen ewig ſich durch die Unendlichkeit,
Und fallen dort in Einen Geiſt zuſammen;
Und dieſer Geiſt iſt Gott, kann Gott nur ſeyn.
Kein Endlicher mag ſich zu dieſer Höh' erheben;
Die höchſte Seligkeit, das reinſte Geiſtesleben
Sind in ſich, durch ſich Eins: Gott faſſet ſie allein.

Das wär' ein Wahn, ein Traum, was ich so warm umfasse?
Was vor dem Geiste sich so dunkelhell enthüllt?
Was meinen reinsten Sinn so rein, so tief erfüllt? —
Nein, jenes Weltall ist die große Körpermasse,
Wohinter eine Welt der Geister sich verhüllt.
Und diese Geisterwelt ist die erhabne Seele,
Der Sinn des großen Alls, voll Gott und Götterart;
Was göttlich ist, gehört zu dieser großen Seele,
Die sich dem stillen Sinn der Ahnung offenbart.
Du kannst dich dieser Ahnung nicht berauben;
Dein Zweifel selbst verräth dir ihre leise Spur;
Sie spricht durch die Natur zum Glauben,
Der Glaube spricht von ihr zu der Natur.
Ja, die Natur! magst du sie selbst empfinden?
Du trägst in dir ein Bild von einer Körperwelt;
Dieß Bild empfindest du, nicht was sie selbst enthält;
Doch ohn' ihr Seyn und Wesen zu ergründen,
Zu fassen, wie sie ist: du glaubst an ihre Welt.
Da, wo die Morgensterne schweben,
Da spricht dein großes Seyn, Unendlichkeit, uns an,

Ein Reich der Herrlichkeit, das iſt, und nicht begann.
Iſt denn die Geiſterwelt entfernter unſerm Leben?
In uns fängt ſich für uns das Reich der Geiſter an.
Der höchſte Geiſt iſt Gott, und du wirſt ſeiner inne,
Wenn tief der reine Sinn der Tugend dich entzückt.
Hier iſt ſein Heiligthum, und dort im Reich der Sinne
Iſt er durch Weltnatur und Weisheit ausgedrückt.
Den Hohen, Tiefverborgnen ſchleiert
Die Nacht in ihr geweihtes Dunkel ein.
Der offne Tag, die Luft, voll Lerchenſtimmen, feiert
Sein großes, wunderbares Seyn.
Und eifernd predigt ihn die hehre Wolkenſtimme,
Die von den Wölbungen des Himmels niederſchallt
Von ihm begeiſtert, rauſcht der Wald;
Von Gott erzählt die Luft, die an des Baches Krümme
Hinunter ſpielt, und leiſ' um Angerblumen girrt.
Ihn zu verkünden, hat der Wurm auch eine Stimme,
Der kleine Wandrer dort, der durch den Mooswald irrt.

Wo Hehra feierte, dort in den Heiligthumen
Des Felsenthals, vernimm das stille Wort der Au'n!
Dort lies — sie spricht von Gott — die heilge Schrift der Blumen!
Er wandelt in des Haines Graun,
Und kündet sich mit weihevollem Schauer
Dem Zweifler an, der durch die Wildniß klagt,
Und jeden Halm im Thale seiner Trauer
Nach einer Gottheit dieses Tempels fragt.
Doch er vernimmt noch nicht, was ihm die Blume sagt.
An seinem Herzen ging, mit wildem Grimme,
Der Tod vorbei, und riß, mit kaltem Spott,
Ein theures Leben weg; und eine dumpfe Stimme
Der Wüste seufzet auf: „Verhängniß, bist du Gott?" — —
Freund, es ist Nacht. Die dunkeln Lebensspuren
Behorcht die stille Luft; das Haingeflüster nur
Erzählt des Tages Ruh dem Hirtenthal der Flur.
Dort oben ziehen leuchtende Naturen
Hin über die verschattete Natur.

Das Leben träumt; ſchon feiert tiefe Stille
Das glänzende Gedankenfeſt,
Wo ſich die Wahrheit gern, in ihrer keuſchen Hülle,
Den Huldigungen überläßt,
Die ſich vor ihrer Gottheit neigen;
Und ein geheimnißvolles Schweigen
Beherrſcht und weihet unſer Feſt.
Es weihet den Triumph der hehren Sternenfeier;
Und ſie, mit ihrer Ruh' und ihrem Silberkranz,
Die Nacht, die heilige, entfaltet ihren Schleier,
Und läßt ihn über dieſen Glanz
Und dieſen Pomp vom Thron der Gottheit niederwallen.
Sie, die Unendlichkeit, reißt ihre Tempelhallen
Zum Gottesdienſt der Welten auf.
O ſchau! wie Zug an Zug ſich dränget!
So groß, und doch ſo ſtill! Ein Geiſt der Stille hänget
In dieſem Tempelraum die Flammenkronen auf!
Ein Geiſt der Stille führt den wunderbaren Reigen,
Dieß wandelnde, dieß weite Labyrinth.
Sieh doch den Aufwand! ſieh die Zeugen,
Vor welchen unſer Feſt beginnt!

Erhabne Nacht, laß deine Strahlen schimmern!
Führ' alle deine Sonnen auf!
Das Irdische vollendet seinen Lauf;
Es richtet an den wüsten Trümmern
Der eingesunknen Zeit die Ewigkeit sich auf.
Vor allen sey Orion eingeladen!
Er prang' einher in seinem Weltenchor!
Dort schauen selbst die traurigen Hyaden,
Aus ihrem düstern Nebelflor,
In stiller Heiterkeit hervor.
Es heben sich der lieblichen Plejaden
Bekränzte Häupter schön empor.
Dort ruht der Schwan; und leise Töne gleiten
Um seine Silberbrust, wie ein Gesang der Zeit,
Der still und still verhallt; er ruht auf Dunkelheiten,
Wie eine glänzende Unsterblichkeit.
Da schwimmt der Halbmond hin, und Aetherlüfte fächeln
Um seine goldne Stirn, von Dämmrung sanft umgraut.
Er ist in diesem Ernst das schöne, stille Lächeln,

Womit die Nacht ſich ſelbſt in ihrer Hoheit ſchaut.
O! laß die Erd' in ihrer Wolkenhülle,
Mit ihrem kleinen Stolz und ihrem niedern Ruhm!
Auf! folge mir zu jener Weltenfülle!
Dort öffnet uns ein Gott ein tiefes Heiligthum.
Da laß mich dir die Stellen zeigen,
Wo die Unendlichkeit zu meinem Geiſte ſprach,
Und ein erhabnes Feſt, umglänzt von Sphärenreigen,
Hervor aus tauſend Morgenröthen brach.
Ich war dem Tropfen Gegenwart entronnen,
Und offen lag vor meinem Geiſte nun
Der Lebensocean, an deſſen Ufer Sonnen,
Wie ausgeworfne Kieſel, ruhn.
Die Milchbahn ſtreckte weit, durch unermeßne Fluren,
Die tauſend Arme wundervoll hinaus.
Dort drückte ſeine hellen Spuren
Verweilender das Wandeln Gottes aus.
Da blitzten, wie von Götteridealen,
Unſterbliche Gedankenſtrahlen
In meinem tiefſten Leben auf.

Verklärter schwebten Monde hin und Erden;
Aus Schattenhallen gingen sie herauf;
Zu Morgensternen sah ich Abendsterne werden;
Die Schatten blühten selbst zu Lichtgestalten auf
Gestirne zogen dort in weit entfernten Gleisen;
Sie drangen bleich herauf mit ihren Nebelau'n,
Wie Geister, die aus öd Lebenskreisen
Nach einer hellern So
Sanft dämmerte das
Halb überschattet,
Gleich den, im

Der Lichtwelt und
Ich sah den Str

Sie trat hervor, d
Mit glänzendem G
Die Lyra tönte sa
Die Aetherstille gi
Es wehten Lieder
Des festlichen Arct
Und röthlich blink
Als wär' er überbl

Und
Bei jenen
Im Tempel der Natur:

Sein Odem ist die Kraft der en
Das Leben dieses Raums, die See
Dort betet die Vernunft: „Erhabe
Bist nahe dem beseelten Staube!
Ja, wenn den Heiligen die Grübel
Dort findet ahnend ihn der Glaub
Der die Vernunft der Tugen
Es sey kein Gott: und todt s
mels

Sie haben hin durch deine Nacht
Und Trümmer baun den wüsten
Auf welchem einsam nur und
noc

Hier ist es, wo, im Schooß der [illegible] Natur, Welten stammen;
Die Sympathie'n der schönen Seelen wohnen. [illegible]httag aufgewacht:
Doch zitterte, halb Licht, ein Sterngewölk empor. [illegible]hrer Pracht,
Es wand aus fernen, düstern Räumen [illegible]se Glanzgefilde,
Sich, wie ein Auferstehungstag, hervor, [illegible] Eine Nacht,
Der kaum erwacht aus dunkeln Lebensträumen [illegible]h bilde.
Nun stürzte Sirius sich in die Huldigung [illegible]ide [illegible]erin,
Der Feiernacht, wie eine hehr[illegible]oir einst [illegible]Schlummer fallen,
Auflodernde Begeisterung [illegible]nsonst: Woher? [illegible]hin? — —
Mit seiner ganzen Gottes Finger schrieb an diese Aetherhallen
In tiefern Nächtler Flammenschrift: Ich bin!
Den seine Mo[illegible]st die Schrift, an die auch Engel glauben.
Weit hinter'm weit der Kreis auch sey, den Engel über-
Und doch n[illegible] schaun:
Von Lebe[illegible] haben weiter noch zu glauben.
Und näh[illegible]rfst du dem Zweifel mehr, als einer Welt ver-
Der mei[illegible] traun?
Dieß lieb[illegible] Laß vor den Wundern dieser offnen Hallen,
Den Quell heilger Ruhe laß uns niederfallen!
Voll Harmonie[illegible]n, tief anbeten laß uns ihn!
[illegible]fe seines Throns, die Erde, wo wir knien,
Und selig alle h[illegible]bt die Nacht mit ihren Schauern;
Hinweg von [illegible]ie ergreifen uns, wie das erhabne Trauern

Der Sehnſucht: heiliger ihn anzubeten, ihn,
Den Weltengeiſt, der, ſich zum Wurme neigend,
Den Wurm, wie ſeine Welten, zählt,
Den Unerſchaffenen, den jede Schöpfung ſchweigend
Dem Herzen nennet, dem er fehlt.
So find' ihn dann im großen Weltenſtrome,
Wo Schöpfung ſich an Schöpfung knüpft,
Und im lebendigen Atome,
Der, kaum geſehn, im Lichtſtrahl hüpft!
Ein Gott bevölkerte die unermeßnen Weiten
Mit Geiſtern, angeſtrahlt von ſeiner Göttlichkeit.
Vor ihm iſt keine Zeit, uns gab er Raum und Zeiten;
Er wandelt ſtill dahin durch ſeine Ewigkeiten:
Sein großer Schatten fällt durch das Gebiet der Zeit.
Vernimm ſein unbeſchränktes Walten:
Gedanken Gottes ſind die hehren Weltgeſtalten;
An ſeiner Kraft und Herrlichkeit
Entbrannten jene Sonnenflammen,
Ihr Lichtquell fort und fort iſt Gott,
Durch ihn und in ihm hält der Weltenbund zuſammen:

Die große Welteinheit iſt Gott.
Doch zeugt dein Leben mehr, als alle Huldigungen
Der ewigen Natur, von Gott!
O! glaub' es dir, und den Verſicherungen
Der Welten dort: es iſt ein Gott!
Ja, glaub' es dir, der innern ſtillern Mahnung!
In dir, in dir, da ſpricht ein tiefes Wort der Ahnung
Zu deinem Geiſt: es iſt ein Gott!
So ſteht der Menſch in dieſer Tempelrunde
Der Schöpfung da, und trägt ein hohes Prieſterthum,
Umringt von Gottes heilger Kunde,
Von ſeines großen Namens Ruhm. —
Doch ſtill! — nichts Menſchliches von Gott wag' auszuſagen!
Laß demuthsvoll an unſre Bruſt uns ſchlagen,
Und ſprechen: Gott iſt Gott — und groß, und klein
Iſt nur der Menſch in Thun und Seyn!
Sey dann mit Dunkelheit des Pilgers Pfad umſchleiert!
Natur und Tugend, hin zur Gottheit führen ſie.
Der Tugend öffnet ſich das Reich der Harmonie;

Gott iſt das hohe Lied des Tempels, wo ſie feiert,
Und die Natur die Melodie!
Es iſt ein Gott! Der Tugend verbürgendes Leben
Verkündet ihn; ſie wäre nicht, wäre kein Gott.
Ihr iſt das Wort der innigſten Weihe gegeben;
Sie ſpricht es aus: Es iſt ein Gott!
Sie zeuget laut, ſie ruft es hinaus in die Ferne,
Hinaus, in die, mit Welten umblühete, Flur.
Es iſt ein Gott! antworten die ewigen Sterne
Durch das Gewölbe der Natur.
Der ſtille Geiſt, der innerſte, ſeligſte Friede
Vertraut dem Hain das hohe Geheimniß von Gott;
Und leiſe ſpricht, im flötenden Nachtigallliede,
Der Hain es nach: Es iſt ein Gott!
Der Erde Druck, die heiligen Uebel des Lebens
Erhöhn den Geiſt, erheben die Seele zu Gott.
Die Tugend kämpft, und fordert den Sieg nicht vergebens;
Sie triumphirt: Es iſt ein Gott!

Inhalt

des dritten Geſangs.

Lebensſinn, Durſt nach Glückſeligkeit, und Wahrheitstrieb ſind die leiſen Ahnungen unſerer Fortdauer.

Ausgeſtattet iſt der Menſch mit einem, weit über dieß Daſeyn hinausreichenden, Lebenstriebe, der ihn, Befriedigung ſuchend, durch Gefahren hinreißt; und immer iſt ein entferntes Dort, woran ſeine Erwartungen hängen.

Die höchſte Anſtrengung ſeiner Thätigkeitskraft und die Unzufriedenheit, ſelbſt im Beſitze des reichhaltigſten Daſeyns, bezieht ſich auf Lebenserweiterung, für welche kein Opfer ihm zu groß iſt. Ja, er verſchmäht es nicht, das Schattenleben eines Todtenmahles in ſeine Phantaſie aufzunehmen. Sein Wahn, ſeine Thorheiten ſind verzerrte Schattenbilder dieſer Sehnſucht, deren Anſprüche ſelbſt die Vernunft vertritt.

Eben ſo über die Grenze dieſes Daſeyns hinausgreifend iſt das Ringen des Menſchen nach Glückſeligkeit. Er fühlt tief, daß er ſie bedarf, und daß ſie ihm mangelt. Daher ſeine Unbeſtändigkeit. Vergebens ſucht er überall den Himmel ſeines Herzens auf. Es häufe ſich um ihn der Ueberfluß aller Lebensgüter: er beſitzt die Glückſeligkeit nicht. Aus der Unendlichkeit ſtrahlt ſie herab, wie das Leuchten der Wahrheit.

Dieſes Leuchten der Wahrheit endlich, dieſer Reiz der Erkenntniß reget den Forſchertrieb auf; er erhebet ſich, und ſteht vor einer unerſchöpflichen Fülle. Der Eintritt in das Gebiet der Unermeßlichkeit iſt ſchon hier ihm eröffnet, und läßt ein ewig fortſchreitendes Leben der Erkenntniß ihn ahnen. Welch ein bedeutender Fortſchritt der geſammten Menſchheit iſt es, der ſich zwiſchen der rohen Menſchennatur und der feinen Griechenkultur wahrnehmen läßt! Die Weiſen der Vorzeit ſind Morgenſterne eines heraufdämmernden Tages; und jeder tiefere Blick in das Heiligthum der Wahrheit iſt ein aufgehendes Morgenroth, welches der lichtvolleren Zukunft voraus geht. Der Genius der Zukunft tritt in den Stunden der Einſamkeit tröſtend vor die Seele; und wie aus fernem Nebel dämmert das Land unſrer Hoffnung empor.

Dritter Gesang.

Leben. Glückseligkeit. Wahrheit.

Es ist ein Gott! O Freund, der heilige Gedanke
Durchstrahlt die Nacht, und drängt durch Zweifel sich hervor,
Erhöht, vergöttlicht uns, durchbricht die enge Schranke
Der Sinnlichkeit, und hebt uns über uns empor.
Es ist ein Gott! Kometen rollen
Mit Lebenskräften, ihm entquollen,
In die Unendlichkeit hinaus.
Auf sie, die seinem Blick nicht näher schweben,
Als Du ihm wandelst, gießt er Leben
Und Licht in vollen Strömen aus!
Gießt Trieb und Kräfte, fort zu streben,
Beseelend in die Wüstenei,
In die Unendlichkeit der großen Weltenferne. —

Doch warum fragen wir die Sterne,
Ob Gott ein Gott des Lebens ſey?
Der Boden, wo du wandelſt, ſchüttert
Von Lebenskraft; auf jedem Strahl,
Mit jedem Hauch des Frühlings zittert
Ein junges Leben in dein Thal.
Welch Leben ſchwärmt und ſäuſelt durch die Aue!
Welch Leben nährt das Moos, der Halm, das junge Laub!
Welch Leben ſchwimmt im Schooß der Wolk' und hier im Thaue!
Das Mückenheer am Teich — es iſt belebter Staub!
Horch hin! und nirgends iſt ſo todt die tiefſte Stille,
Es wehet leiſ' in ihr ein Athemzug empor.
Und hoch aus dieſer Flut der großen Lebensfülle
Ragt, wie das Haupt, der Menſch hervor;
Der Menſch, ein Sohn des Staubs, und über Staub erhaben!
Schau! wie zum Engel ſich das zarte Mädchen ſchmückt!
Ein junger Gott blüht auf im wilden Knaben;

Es iſt der Menſch, der auf zur Götterhoheit blickt.
Er mißt den Stufengang, tief unter ſich hinunter;
Er ahnt den Stufengang, hoch über ſich hinauf.
Und dieſer Menſch geht dennoch unter?
In wenig Erd' und Thau löſt ſich der Denker auf?
Der hohe Menſch, der daſteht, und den Lauf
Der Weſenflut umforſcht, iſt ſelbſt nur eine Welle,
Die, nichtig ſelbſt, aus dieſer Flut entquoll,
Und wegſinkt, wenn in ihre Stelle
Die nächſte Wallung folgen ſoll? —
Iſt dieſe gränzenloſe Fülle,
Die einen Strom von Sonnenwelten leicht,
Wie Funken, in die dunkle Stille
Hinunter ſchimmern läßt, iſt dieſe Flut zu ſeicht,
Ein Menſchenleben zu erhalten,
Das jammernd dort am Ufer ringt,
Und, unter drängenden Naturgewalten,
Die Arme zitternd noch um's holde Daſeyn ſchlingt?
Was iſt es, daß der Menſch ſo ſtark, ſo unerſchüttert
Sein Daſeyn liebt und lieben muß,
Und daß er, wenn er dort erhöhten Selbſtgenuß
Von ferne ſieht, durch grauſe Tode zittert,
Und wild in die Gefahr ſich wirft?

Er ſucht die Ruh, und flieht die ſtillern Lebensſtellen.
Was iſt es, daß er tief aus ſeinen reichſten Quellen
Nur Durſt und heißre Sehnſucht ſchlürft?
Mag ihn die Brandung halb verſchlingen:
Noch lüſtern ſchauet er in's wilde Meer hinab;
Er findet mit dem Schmerz ſich ab;
Er wagt das Leben hin, um Leben zu erringen.
Und immer iſt zu klein der Raum, den er erſtritt;
Und immer hört er noch entfernte Götterſtimmen;
In's weitre Daſeyn will ſein Wahn hinüber ſchwimmen,
Und überall nimmt er das enge Daſeyn mit.
Er ſchifft am Wolkenſaum, ergreift den Blitz am Flügel,
Und wirft ihn neben ſich darnieder in den Staub.
Was hoch ſteht, iſt ſein Ziel, das Niedre wird ſein Raub;
Er ſprengt ſie auf, der Erde Felſenriegel,
Behorcht den leiſen Gang, belauſcht die tiefe Spur
Der heimlich waltenden und ſchaffenden Natur.
Er wirft ihn ab, den engen Zügel

Der Wirklichkeit, die ihn gefangen hält;
Selbstthätig schafft er eine Welt,
Die Welt der freien Kraft, die in den Spiegel
Der Phantasie aus seinem Innern fällt.
Und in der Schöpfung der Homere
Begeistert ihn der Glanz des eignen Götterthums;
Mit Platons Genius erfliegt er Sphär' auf Sphäre;
Sein ist die Erbschaft ihres Ruhms! —
So reich! und immer ist mit seinem Geist kein Friede!
Und ewig ohne Ruh, als ob er ewig schiede,
Durchfliegt er jeden Kreis der Lebensthätigkeit,
Und überflöge gern den raschen Flug der Zeit.
Dort hinter allen Sonnenscheiben,
Dort liegt das unbekannte Land;
Dahin jagt rastlos ihn ein wunderbares Treiben;
Er zürnt dem Arm, der ihn auf diesen Hügel bannt,
In's Dunkel stürzt er sich, und glaubt sich unverloren;
Hin greift er über Nacht und Grab,
Reißt hier den dünnen Faden ab,
Dort wird ein neues Leben ihm geboren:

Dieß ſtrahlt dem Weiſen vor, und blitzt im Traum des Thoren.
Der graue Stein, mit Moos und Raſen überdeckt,
Dieß Todenmahl im Raum verſunkener Geſtalten,
Iſt eine Hand, die, noch das Daſeyn feſtzuhalten,
Sich ſtarr empor aus wüſtem Grabe ſtreckt.
Zwei Stunden Zeit — zu werden und zu ſchwinden —
Und eine Sehnſucht, die an Ewigkeiten hängt!
Kannſt du den Widerſpruch ergründen,
Daß an's Unendliche das Endliche ſich drängt?
Wer zügelt dieſen Drang? er fordert immer wilder!
Des Menſchen Wahn, ſein Stolz und ſeine Eitelkeit
Sind nur halb leſerlich verzerrte Schattenbilder
Des innigſten Berufs der Lebensthätigkeit.
Vergebens, nur vergebens lüde
Die Götterwelt ihn ein, von der die Phantaſie
Das reichſte Lebensbild entlieh.
Das Kind wird ſeiner tauſend Spiele müde;
Jedoch des Spiels, des ſüßen Spieles nie.
Ja, Leben iſt es, was im Herzen
Des Säuglings klopft, in ſeinem Geiſte reift,
Der, feind der Dunkelheit, nach Kerzen,

Nach ſüßer Lebenshelle greift.
Begeiſtert ſchaut der Greis, mit halb erloſchnem Blicke,
Nach einem Ufer hin, das gegenüber blüht,
Wenn hinter ihm, wie eine lange, ſchmale Brücke,
Dieß Leben ſich hinunter zieht.
Und welche Hände konnten, zum Verſinken
Im finſtern Strom, ihm dieſe Brücke baun?
Darf dieſem Lebensdrang, und ſeinen holden Winken
Das arme Herz ſich nicht vertraun?
Iſt dieſes innre Weiterſtreben
Ein leeres Hinſchaun, ohne Ziel:
Dann gab die Gottheit uns zu wenig und zu viel;
Verunglückt iſt ihr dann das ganze Menſchenleben!
So rechnet kühn der Menſch. Wenn das vermeſſen iſt:
So iſt es die Vernunft, die er ſich nicht gegeben,
Die ſich ſo freventlich vermißt.
Der große Britte ſchwand; noch leuchten die Geſtirne,
Die er gezählt, bei denen er gethront:
Und Blumen keimten nur empor aus dem Gehirne,

Worin ein Weltsystem gewohnt?
Aus jenem Herzensblut, das einst in muttern
Und stärkern Pulsen Lust und Leben ausgedrückt,
Sieht deine Trauer schon die Rosenkrone flattern,
Die Hehra's stillen Todtenhügel schmückt! —
Versank ihr Geist mit der zerstürmten Hülle:
Dann ist das einzig Leidende — der Mensch;
Dann ist im Raum der weiten Lebensfülle
Das einzig Sterbende — der Mensch.

Die Rose fällt, die Duftgestalt verschwindet;
Allein ihr Staub, der sich durch tausend Formen treibt,
Sich immer wieder trennt, sich immer wieder bindet,
Und blühend aufersteht — er bleibt.
Staub oder Blatt — es bleibt! Ist denn der hohe Engel
Im Menschen, ist der minder werth,
Zu dauern, als das Blatt am Stengel,
Das eine Raupe trägt und nährt?
Wie? oder ist der Mensch, der, selbstgebietend,
Ein freies, lichtes Seyn in seinem Busen pflegt,
Er, der in sich die Welt, in sich die Gottheit trägt,

Iſt er nur Form, nur Staub? ein Blumenkelch,
den wüthend
Der letzte Sturm herab von ſeinem Lenze ſchlägt?
Es tönt geheimnißvoll in ſeiner innern Tiefe,
Als ob zum Leben ihn in ſeiner Bruſt
Ein tauſendfaches Echo riefe;
Doch ſtirbt er hin mit jeder Luſt.
Und warum muß der Menſch durch tauſend Tode
gehen?
Weil tauſendfaches Leben ihm gebührt.
Das ganze Weltall iſt ein großes Auferſtehen,
Das ewig, ewig weiter führt.
Durch Tode geht der Menſch, damit er leben lerne;
Die Erd' entſinkt, das Reich der Seelen thut ſich
auf;
Schau hin! die Sonn' erliſcht, und tauſend
Sonnenſterne
Ziehn aus der tiefen Mitternacht herauf.
Verlaß den Laubenſitz, voll abgefallner Blätter!
Tritt auf den Jura hin! vernimm dort die Natur,
Dieß große Lied von Gott, dieß Heldenlied für
Götter,
Und fühle deine eigne Götterſpur!

Wohin das Auge blickt, wie ſich die Ausſicht weitet,
Wir ahnen einen tiefen Sinn.
Die ganze Gegenwart, die uns umwogt, ſie deutet
Auf eine große Zukunft hin.
Vom Schimmerlicht am Sumpf, bis zu dem Kranz von Tagen,
Der blühend durch den Himmel kreiſt,
O, welche Flut des Seyns! die tiefen Wogen ſchlagen
Bedeutungsvoll an deinen Geiſt.
Es ſpiegelt in dem Geiſt, der ſo erhaben waltet,
Weisſagend mehr als Eine Welt ſich ab,
Wenn ſich das Heiligthum der Nacht vor dir entfaltet;
Und weihend ſteigt ein Genius herab,
An deine Hoheit dich zu mahnen,
Zu der du feierlich berufen biſt.
Unendlichkeit kann nur das Weſen ahnen,
Das zur Unendlichkeit erkoren iſt.
Wie klein verſinkt vor ihr das Große,
Worin der niedre Trieb ſich hoch vergöttert wähnt!
Sie, die Unendlichkeit, verwahrt in ihrem Schooße
Wonach das weite Herz ſich ſehnt.

Und darum ſchwankt der Menſch; kaum trägt er ſeine Liebe
Der Huld entgegen, die von fern ihm winkt;
Kaum flicht er ſeinen Kranz: ſo welkt die Roſ' und ſinkt;
Er flieht von Traum zu Traum, als ob ein Geiſt ihn triebe;
Er flieht aus ſich hinaus, und fordert Seligkeit;
Er greift, und was er faßt, iſt ein Gewächs der Zeit.
Sey groß, ſey ſtolz, ein hoher Weltgebieter,
Und hell umleuchte dich des Glückes Sonnenlicht,
Der Erdengüter Glanz: du haſt nur Erdengüter;
Glückſeligkeit, die haſt du nicht.
Und doch, als ob er dort und da vielleicht ſie fände,
Schwärmt hoffnungsvoll der Wunſch hinaus!
So ſtrecken ewig tauſend Hände
Nach ihr ſich unermüdet aus.
Ihr ruft der niedre Sklav am Ruder der Galeere;
Ihr winkt der hohe Sklav in bunter Fürſtenpracht;
Es fragt der Geiz nach ihr im weiten, wüſten Meere,

Und hört die Warnung nicht aus der Gewitternacht;
Er gräbt nach ihr im finstern, goldnen Schacht,
Und findet gelben Staub, und eine dumpfe Leere;
Der Hochmuth träumt von ihr in seiner Dunkelheit,
Und bettelt feig um sie bei einer armen Lüge
Des Ehrenschmucks, den die Gewalt verleiht;
Der Dünkel fordert sie — als ob sie Kronen trüge —
Vom Schaugepräng der Macht und ihrer Eitelkeit;
Dort jagt nach ihr der Held durch eiserne Gefilde,
Und stürzet dort vor einem Schattenbilde
Verblutend hin — auf einen Lorbeerkranz. —
Was Innen leuchtet, dünkt uns ein entfernter Glanz.

So glaubt der Mensch an einen Hügel Erde,
Worauf so kurz die schönste Stunde blüht;
Er wähnt, daß diese Welt den Funken löschen werde,
Den Flammendurst, der tief in seinem Wesen glüht.
Nimm hin den Kelch der Lust; zwei Mal hast du getrunken,
Vergöttert dich gefühlt; und schon

Iſt von der Lippe weg der Nektarkelch geſunken.
Auf! richte dich empor! du biſt des Himmels Sohn.
Die Götterfrucht grünt nicht am Halme
Des Lebens auf im engen Thal der Zeit.
Und wenn die Seligkeit mit ihrer ſchönern Palme
Das neue Himmelsleben weiht:
Auch dann wird ſie noch unſerm Herzen fehlen,
Bei jedem neuen Feierkranz;
Wir mögen tauſend, tauſend Kränze zählen;
Doch nie beſitzen wir ſie ganz.
Sie weilet nicht in ſtolzen Fürſtenhallen,
Sagt vom beglückten Böſewicht ſich los;
Nur eine Blume läßt ihr Aufflug niederfallen,
Und dieſe fällt der Tugend in den Schooß.
Sie flieht, wenn du kaum wähnſt, ſie zu erreichen,
Zu immer blühendern Geſträuchen,
In welchen ſich ihr Ziel verliert.
Und warum fliehet ſie ſo eilig,
Und läßt das Herz zurück, das ſie ſo ſtark entführt?
Das große Ziel iſt ihr zu heilig,
Und die Vergötterung zu reich, zu himmelvoll,
Zu der ihr Strahl hinüberleuchten ſoll.
Sie ſtrahlt uns an in halb verhüllter Klarheit,

In ſchöner Stille, wie der Stern
Der hohen, nie errungnen Wahrheit,
Von fern, und immer nur von fern.
Kaum naht dein Blick ſich dieſem Stern,
Kaum ſiehſt du ihn den Kreis beglänzen,
Der ſich für deine Pflicht erhellt:
So ſteht er auch ſchon auf den Gränzen,
Und leuchtet hin nach einer höhern Welt.
Doch täuſcht vielleicht in ihrer Zauberhülle
Die Ferne mich, wohin kein Seherauge dringt?
Weisſagt mir dieſer Muth, der nach Erkenntniß ringt,
Weisſagt er nicht das Heil der aufgeſchloſſnern Fülle?
Dann ſprich, warum, warum ward uns der Drang verliehn,
Der tiefe Wahrheitsſinn, der feierlich und kühn,
Wie ein erhabner Seher, zu den Räumen
Der Unermeßlichkeit hinüber reißt?
Woher der immer rege Geiſt,
So über ſich hinaus zu träumen,
Um dort zu fordern, was ihm hier gebricht? —
Aus Licht iſt er zum Licht geboren;

Zu einem höhern Loos' erkoren,
Iſt ſeine Heimath hier auf Erden nicht.
Hier iſt der Vorſabbath der höhern Lebensfeier,
Die Morgenſtunde, die den Späher weckt,
Hinauf zu ſchauen zu dem Schleier,
Der uns das Heiligthum verdeckt.
In dieſem Dunkellichte halten,
Zwar Täuſchung noch, und Wahn und Trug,
In wechſelnden und ſtreitenden Geſtalten,
Durch's Leben ihren Schattenzug.
Es ſey, daß hier der Menſch im täuſchenden Gewirre
Verlockender Geſtalten ſich verirre:
Nach Wahrheit, nur nach Wahrheit ringt ſein Geiſt.
Und ſollt' er dennoch nie das weitre Ziel erſtreben,
Das heilig ihm der Genius verheißt?
Ja, weihet opfernd ſich dem Wahn ein edles Leben:
Iſt das die Wahrheit nicht, der dieſer Sieg gebührt?
Die hohe Göttin iſt es immer,
Die ſo den Muth begeiſtert, ſo entführt;
Ob auch im Wahn ihr holder Schimmer
Ihn mit gebrochnem Strahl berührt.

Nur leiſe kündend naht die Sonne ſich dem Volke;
Ihr Flammenantlitz iſt auf Morgenduft gemalt:
So mildernd iſt die ſchöne Roſenwolke
Nicht Sonne zwar, doch ſanft von ihr beſtrahlt.
Dieß ganze Daſeyn iſt ein Spiegel,
In den ein blaſſes Bild der hellern Zukunft fiel;
Und fort reißt uns die Zeit mit ihrem raſchen
Flügel.
Wohin? Ein ewig Dort iſt ihr entferntes Ziel.
Laß zur Geſchichte, dieſem Sarkophage
Der todten Zeit, laß uns hinunter gehn!
Laß ihren grauen Schatten auferſtehn,
Und die verhüllten Geiſter dunkler Tage
Vor deinem Geiſt vorübergehn!
Den fremden Zug beginnen finſtre Stunden;
Und andre ſind mit Blut getauft;
Sie weiſen trauernd hin auf tief geſchlagne Wunden
Durch Wunden hat die Menſchheit ſich erkauft!
Dann färben heller ſich die grauen Nebeldünſte;
Wie unter tanzenden und ſchönen Kindern, tritt
Im Chor bekränzter, Arm in Arm geſchlungner,
Künſte
Die Fabel lächelnd auf, und bringt die Wahrheit mit.

Die Zeiten ſind weisſagende Kaſſandern;
Und die Vergangenheit ſchließt uns die Zukunft auf.
Horch! ſie verkündet uns ein großes Völkerwandern!
Die Menſchheit ringt ſchon hier von einem Ziel zum andern,
Sie kämpft ſich immer mehr zur Menſchlichkeit hinauf.
Am Peneus trat ein junges Leben auf;
Es flatterten die zarten Liederſeelen,
Wie Nachtigallen aus der Myrt', empor.
Da horchte tief, aus ſeinen Felſenhöhlen,
Der aufgeſungne Menſchenſinn hervor.
Es zog ein milder Geiſt durch das entzückte Ohr
In jeden ſanft geſtimmten Buſen,
Und trug ein blühendes Elyſium hinein.
Arkadien ward nun ein Liederhain,
Und Hellas ehrte ſeine Muſen.
Des Lebens höchſte Blüte ſchloß ſich auf;
Das Göttliche, die Kraft des Guten und des Schönen,
Verkündete ſich ihm in zaubervollen Tönen,
Und hob zur Göttlichkeit den freien Geiſt hinauf.

Da trat hervor die Lieb' aus ihren Myrten;
Sie heiligte den jugendlichen Tanz;
Die wilde Luſt verſchwand, und Heldenſöhn' und Hirten
Umflog der ſchäferliche Kranz.
Die Charis lächelte die ſtürmenden Heroen
Hinein in ihre ſanftre Welt;
Da ward das Liebliche dem Hohen,
Das Sanfte ward dem Großen zugeſellt.
Geweckt von ſeinem eignen Strahle,
Vernahm der Menſch ſich ſelbſt und was in ihm begann!
Der Genius erflog das Reich der Ideale,
Dort brannt' er flammender den Himmelsfunken an:
So glorreich warf er ab die Bürde,
Die ihn zur Erde zog; er ging aus ſich hinaus;
Und das Geheimniß ſeiner innern Würde
Sprach über ihn das Wort der Weihung aus.
Nun glänzen die helleniſchen Gefilde
Von einer Schöpfung himmliſcher Gebilde,
Die jeden Lebenstraum zu einem Tempel weihn,
In welchem hohe Götter walten.

Die Grazien der Weisheit ziehen ein;
Erhabne Worte spricht der Hain;
Und Wahrheit hüllt in freundliche Gestalten
Des Urlichts reinen Wiederschein.
Wie hold umfängt sie uns in Psyche's sanfter
Trauer!
Ein Gott hat diesen Traum in Himmelsduft getaucht,
Und ihm, mit einem Geisterschauer,
Den zarten Sinn des Lebens eingehaucht.
Hell, mit Blüten überschleiert,
Lauscht des Hains geweihte Nacht,
Wo die Gottvermählte feiert;
Aber e i n e Stimme wacht.
Psyche schwebt durch Rosenzweige;
Alles blüht in heiterm Licht.
Stimme der Entführung, schweige!
Aber ach! sie schweiget nicht.
Psyche, Trotz dem Warnungsrufe,
Hört den Zauberton der Welt,
Neigt sich von der Götterstufe
Lüstern nieder, horcht — und fällt.
Psyche fällt! ein dunkles Ahnen
Zittert um die Büßerin,

Wie das Gram erzürnter Manen,
Durch die ſanften Roſen hin.

Schatten ſind's, die ſie umgeben.
Wie ein holdes Traumgeſicht,
Schwand der Gott aus ihrem Leben,
Nur aus ihrem Herzen nicht.

Blühte das Geſträuch nicht röther,
Das in Kronen ſich ergoß,
Als der reine Himmelsäther,
Noch um Pſyche's Wange floß?

Ach! die Schuld im Buſen ſchattet
Tief herauf in ihren Blick;
Seufzer flehn, von Gram ermattet,
Den verlornen Gott zurück.

Alles ſtumm, wo Pſyche wallet;
Nur ein leiſ' entwehtes Ach,
Das den Hain durchgirrte, hallet
Ihr die Felſentochter nach.

Auch den Gott, der alle Ketten
Des gedrückten Lebens bricht,
Ruft ſie an, ſie zu erretten;
Doch der Gott erhört ſie nicht.

Seine finstern Schrecken zeigend,
Naht der stille Genius,
Und versagt ihr, ernst und schweigend,
Den erflehten Friedenskuß.
Endlich ist es ihr gelungen,
Abzubüßen ihre That;
Endlich hat sie ausgerungen;
Die Erlösungsstunde naht.
Hohes, himmlisches Erbarmen
Geht ihr auf, wie Sonnenblick;
Psyche kehret zu den Armen,
Denen sie entsank, zurück.
Lichte Kronen in den Händen,
Nahn die Götter sich, und weihn,
Psyche's Gottheit zu vollenden,
Sie zur Braut des Himmels ein.
Hier ahnest du den Geist, der über die Beschwerden
Der dunkeln Pilgerschaft ein mildes Dämmern gießt.
In diesem Schauerlichte schließt
Den schönen Lebensbund das ernste Seyn und Werden.

O, laß uns in das Götterland,
In's liebliche Gebiet der Fabelauen,
Das unterging, und nicht verſchwand,
Mit hohem Ernſt laß uns hinüber ſchauen!
Noch leuchtet Platons Geiſt, der, wie ein Sonnenblick,
Einſt durch die Lenze Griechenlands gelodert;
Trotz der Natur, die giebt und wiederfodert,
Blieb uns ſein Genius zurück.
Dort brachen Sonnen durch, die Nebel zu zertheilen,
Womit die Nacht den Tag umwand.
Ein Sokrates, ein Solon, ein Cleanth,
Hell leuchten dieſe Feuerſäulen
Hinüber in's gelobte Land.
Nach dieſen Geiſtern laß uns ſchauen,
Wenn drückend über uns das Erdendunkel liegt!
Verkünden ſie uns nicht ein leiſes Morgengrauen,
Das rettend ſich an dieſes Dunkel ſchmiegt?
Ein jeder Blick von einer lichten Hore,
Die einen Strahl der Wahrheit uns vertraut,
Iſt eine triumphirende Aurore,
Die durch das Morgenthor der großen Zukunft ſchaut.

Ein jeder Schritt, den unſer Streben
Dem Reich der Wahrheit abgewinnt,
Er iſt ein Schritt hinein in's heitre Geiſterleben.
Jedoch, daß wir durch dieſes Labyrinth
Nur langſam uns der Fülle näher winden,
Dieß treibt in uns die Kraft zum Streben auf;
Und daß wir ſie nur ahnen, nicht ergründen,
Dieß iſt ein hoher Wink; er winkt hinauf! hinauf!
Ja, dieſes Ahnen: einſt die reifre Frucht zu brechen,
Zu wandeln einſt in einem reinern Licht,
Iſt ein geheiligtes Verſprechen,
Womit ein Gott die Zukunft uns verſpricht.
Mit dieſem feierlichen Gottesworte,
Mit dieſer Handſchrift, deren Sinn
Mir Ewigkeit verheißt, tret' ich gerettet hin
Zu jener finſtern, tief verſchwiegnen Pforte,
Und fordre — denn die Handſchrift lügt mir nicht —
Das Leben, welches ſie verſpricht.
Nur darum ſenden weit entlegne Sterne
In unſre Wolkentag' ein mattes Licht herein,
Daß unſer Geiſt im dicht verhangnen Lebenshain

Sein eigner Schutzgott werden lerne.
Doch heller wird's um unsern Pfad,
Wenn sich durch das verhallende Getümmel
Der Gegenwart mit seinem stillen Himmel
Der Genius der Zukunft naht.
Er offenbart sich in der hohen
Begeistrung einer schönen That;
Begegnet uns, wo wir der Welt entflohen,
Die zwischen uns und unsern Frieden trat,
Und heiligt zum Genuß der innern Lebensfülle
Die Einsamkeit, die in der Flut
Des Weltgewühls, wie eine stille,
Verborgne Friedensinsel, ruht.
Da sieht der freie Blick den Strom vorüber-
gleiten,
Sieht wie das Küstenland verhüllter Ewigkeiten
Am fernen Horizonte sich erhebt;
Das Morgenland, wohin das Heimweh unsrer
Thränen,
Dieß tiefe, nie gestillte Sehnen,
Geheimnißvoll hinüber strebt.

Inhalt

des vierten Gesangs.

Der Gott des Lebens kann den Menschen, den er mit so dringenden, über dieß irdische Seyn hinausfordernden Bedürfnissen ausstattete, nicht vernichten wollen; denn überall wehen uns aus der Natur Töne der Huld entgegen; und selbst der Schmerz ward zum Schutzgeist der Freude bestellt. Diese holde Pflegerin des Lebens kommt uns freundlich entgegen, und schließt sich, nicht unwürdig der hohen Bestimmung, dem Gefolge der Tugend an. Eine nicht minder hohe Begleiterin unserer heiligsten Gefühle ist die Phantasie. Sie erhebt uns über dieß Daseyn hinaus, und feiert mit einer schönen Seele das Leben höherer Welten. Aus höhern Welten kamen, um uns die Pilgerschaft durch diese noch mehr zu versüßen, die Liebe und die Freundschaft, wie zwei tröstende Genien, herab, und blicken voll Sehnsucht nach ihrer Heimath zurück, zu ihrem Himmel, der sie nicht zurück weisen kann. Diese Sehnsucht, und wenn sie auch in einem leichten, heitern Leben gleichsam in den Hintergrund zurück tritt, verschwindet nie.

Auch die Dunkelheiten unsers Erdendaseyns sind eine Sendung der Huld. Die Stürme des Lebens regen in uns die großen Bedürfnisse auf, um mit der ganzen Kraft ihrer

Ansprüche auf eine Zukunft uns zu begeistern. Kamen nun Leben und Vernichtung aus einer Hand: so ist dieß Daseyn eine Welt der Widersprüche. Das Leben ist eine flüchtige Erscheinung, in der wir nur unsre Mängel fühlen lernen. Unzufrieden mit sich selbst, blickt der Weiseste in die Vergangenheit zurück. Die Gestalten der Erde verschwinden; die unsterbliche Kunst sieht ihr Gebilde zerfallen; alles deutet hin auf physischen Tod; aber die Auflösung des irdischen Daseyns ist die opfernde Vergötterungsscene des geistigen Menschen. Selbst in der Natur findet kein Uebergang zum Nichtseyn statt. Wir wissen zwar so wenig das Woher, als das Wohin unsers Seyns: genug, daß wir sind; daß die Natur nicht auflösen kann, was im Reiche der Gestalten nicht entsprang. Des Menschen innigstes Seelenleben, die geistige Kraft, das Heilige zu fassen, die Tugend anzuerkennen, ist über die Ansprüche der Natur erhaben. Die Art des Zusammenhanges der geistigen Kraft mit der sinnlichen Organisation begreifen wir nicht. Unabhängig von diesem Geheimnisse, ist die Anerkennung unsers innigsten Berufs: fortzustreben zu einer immer mehr befriedigenden Vollendung, die eine Unendlichkeit verbürgt und voraussetzt.

Vierter Gesang.

Unsterblichkeit.

Es sey gegrüßt, das Inselland der Stille,
Die Einsamkeit, wo sich der Sturm des Lebens bricht;
Wo die Betrachtung wohnt, und aus der tiefen Fülle
Der Seel' ein Wiederhall aus fernen Welten spricht!
Fleug hin mit deinem Geist zu jenem Wunderthale,
Dem Thal, um welches kühn empor die Tempelhöhn,
Die Felsen, wie Erinnrungsmahle
Von grauen Ewigkeiten, stehn!
Laß noch einmal den Tag vorüberziehen,

Der, wie ein ſchöner Wandel, unterging,
Und mit dem Nachklang ſeiner Harmonieen
Schon zwiſchen zweien Welten hing,
Als uns dieß Gotteshaus umfing,
Dieß Felſenthal, voll großer Phantaſieen!
Wir ſchauten nach der Roſenwand,
Wohinter mit den letzten Spuren
Das ſchöne Tageslicht ſo ſtill hinunter ſchwand,
Als ſich der Mond dem Oſtgewölk entwand,
Und über den verlaßnen Fluren,
Wie eine aufgeblühte Hoffnung, ſtand,
Wie ein geweihtes Unterpfand
Der unverſiegten Lebensquelle.
Gleich einem dunkeln Leben, wand
Der Strom des Waldes ſich durch ſeine Waſſer-
fälle
Hinab, wohin die Zeit ihn reißt.
Da ſchlug, wie eine leiſe Welle,
Der Sinn des Lebens auf in unſerm Geiſt.
Es war ſo ſtill um ihn, wie nach verſtummten
Flöten,
So ſtill, als ob durch die verhüllte Flur
Des Friedens Athemzüge wehten.

Nichts war um uns, als Gott und die Natur.
Da ſchauderte durch's Herz die Kraft, ſich aufzuringen,
Sich los zu retten von den Dingen;
Und freier ſah der Geiſt in's Ewige hinaus;
Und Leben, Lebenswonn' und Licht und Wahrheit gingen
Vom hohen Unſichtbaren aus.
Doch fragt der Zweifel: Warf die Gottheit mit Verachtung
So viel erhabnen Lebensſinn
Und ſo viel Gottheit zur Verſchmachtung
An's große Weltenufer hin?
Tilgt er ihn zürnend weg vor ſeinem Angeſichte,
Den Menſchengeiſt, den er ſo tief,
Und inniger hervor aus ſeinem Gotteslichte,
Als alle ſeine Sonnen, rief?
Sieh dort! ein liebliches Geflimmer
Erwacht im Schooß der Dunkelheit.
Schon tritt ein rother Morgenſchimmer
In meine düſtre Einſamkeit.
Du, Herold Gottes! haſt du nichts mir zu verkünden? —

Du ſprichſt: „Mich hat die Huld geſandt.“ —
Willkommen, Lichtaufgang! Die letzten Schatten
ſchwinden,
Aus denen heitres Leben auferſtand.
Ein lichtes, himmelblaues Leben,
Woran die Freude, wie ein Roſenwölkchen, hängt,
Wird den erwachten Tag umſchweben,
Der liebend ſeine Welt umfängt.
Wie Blicke, die in heller Wonne ſchwimmen,
Glänzt der bethaute Halmenhain;
Und Liebe ruft, mit tauſend Stimmen,
In ihre Morgenwelt hinein.
Ein jeder Hauch, der über Blumenflächen
Der Aue wandelt, ſpricht: „O Menſch, die Gott-
heit liebt!“
Kann rührender die Liebe ſprechen,
Als durch den Himmel, den ſie giebt?
Vernimm den Sinn, den Geiſt der ſüßen Lebens-
triebe,
Der tauſendſtimmig zu dir ſpricht:
„Vernichten kann der Gott der Liebe,
Vernichten kann der Gott des Lebens nicht.“
Zu einem ernſten Freudentempel weihten

Verborgne Hände dieſe Welt,
Durch welche lächelnd bald, wie holde Seligkeiten,
Bald warnend, wie der Schmerz, uns Engel hin
begleiten,
Von einer höhern Huld uns freundlich zugeſellt.
Die Huld hat an die Naſenſitze
Der Freude hingeſtellt den Schmerz,
Daß, gegen unſer eignes Herz,
Er unſre Lebensfreundin ſchütze.
Verdamme nicht den weiſen Schmerz!
Es war in einem Nachtviolen-Grunde,
Da heiligte der Schmerz mit einem ernſten Blick
Und hohem Ahnungsſinn ihr ſtilles Seelenglück:
Vergeſſen wird ſie nicht der weihevollen Stunde;
Die Thräne ließ er ja zum Denkmahl ihr zurück.
Die Liebe hat die Welt geboren;
Die Freude nahm ſie ſchmeichelnd auf den Schooß;
Und beide haben einen Bund beſchworen,
Es zu beſeligen, das reiche Menſchenloos,
Dieß liebſte Pflegekind der Horen.
Halb fliehend, und nur darum ſchön,
Wirft uns die Freud' auf allen Wegen
Die Blumen ihrer Kron' entgegen.

In Thälern feiert ſie und auf geſchmückten Höh'n
Den ſüßen Augenblick; ſie hebt zur Luft die Schwinge
Dem Adler, wie dem Schmetterlinge;
Sie füllt die Lerchenbruſt mit lyriſchem Getön,
Daß ſie die Zeit des Heils den Wolkenhallen ſinge.
Es ſchwebt ihr Geiſt im leiſen Wehn
Der Waldluft hin, und ſchlägt um jeden Zweig die Flügel.
Wenn Taumelwellen auf des Baches Spiegel,
Gleich kindlichen Umarmungen, ſich drehn,
Dann ſchüttelt ſie vom nächſten Hügel
Die bräutliche Bekränzung drauf.
Sie führt den Tanz des jungen Lebens auf;
Sie färbt die Blüte roth, wie eine Mädchenwange;
Sie zieht als Dryas ein, wo du die Laube wölbſt;
Sie folgt als Grazie von fern dem Tugendgange:
Denn werth des Himmels ſeyn, iſt halb der Himmel ſelbſt.

Und daß ſchon hier im Reich der Sinne
Die junge Paradieſeswelt beginne,
Ward unſerm Geiſt ein Weſen zugeſellt,
Aus Geiſt und Sinnlichkeit geboren:

Die Phantaſie ward auserkoren,
Zu öffnen uns die reiche Wunderwelt.
Sie zaubert die Vernunft herab von ihren Höhen,
Auf denen hell, doch kalt, das Licht der Sonne ſtrahlt,
Und lockt in Thäler ſie, wo Nebeldüfte wehen,
Auf die ſo blühend ſich der Regenbogen malt.
Und über öde, todte Räume
Weiß ſie Lebendigkeit und Glanz und Licht zu ſtreun;
Der Freud' erzählt ſie roſenfarbne Träume;
Sie ſingt den Gram mit Himmelsliedern ein.
Sie hat den mächtigen Geſang erzogen,
Der das Gemüth der Erd' entreißt;
Sie ſchwebet auf der Flut, auf den belebten Wogen
Der Töne hin, wie Gottes Geiſt.
Bald ſeufzen ihre Töne leiſe Klagen
Der Sehnſucht aus, die ſchöne Seelen drängt;
Bald flattern ſie dahin, gleich frohen Kindertagen,
Um die ein bunter Frühling hängt.
Was ſprach ſo ſüß, wie ein Geſang der Muſen,
Die Harmonieen deines Herzens nach?

Sie rief den Echolaut, zur Stimm' in deinem Buſen,
In einer zarten Seele wach.
Sie haucht der Liebe dieſe Zauberworte,
Sie haucht ihr ein die Seelenmelodie'n;
Sie ſchmückt das Leben ihr, wie eine Siegerpforte,
Durch die bekränzte Horen ziehn.
Der Hoffnung giebt ſie morgenrothes Leben,
Und der Erinnerung ein Abendroth voll Ruh;
So treten beide hin zur Gegenwart, und weben
Dieß Zwiſchenland mit Blumendecken zu.
Sie faßt die Gegenwart in ihren Zauberſpiegel,
Und ſtrahlt verſchönert ſie zurück;
Sie ſchwingt ſich auf von dieſem Hügel,
Und Himmel öffnen ſich vor ihrem Seherblick;
Sie ſchaut hinaus, und ſieht ein großes Lebenswandern;
Da zieht es hin durch die erhabne Ruh,
Und eine Sonne blitzt der andern
Den Gruß der Lieb' und Lebensfreude zu.
Wie Funken, die auf Aetherfluten glimmen,
Von einer höchſten Sonn' herab
Auf dieſe Flut geworfen, ſchwimmen

Die goldnen Inſeln auf und ab.
Von der Begeiſterung getragen und erhoben,
Begeht ihr Götterfeſt die Phantaſie dort oben,
Und weihte ſie nicht im Prophetentraum
Zur Tempelheiligkeit den Raum
In jenem Abendthal, das deine Trauer feiert?
Wo durch die grüne Nacht, die feſtlich niederhing,
Wie mit Verklärungsglanz umſchleiert,
Die himmliſche Geſtalt der reinſten Seele ging!
Geheim umflüſterte das Laub die Tannenreiſer,
Wie Liebeslispel einer jungen Braut;
Und die Natur ſprach leiſ' und immer leiſer;
Die Gegenwart verſchwand, wie ein verklungner
Laut.
Um Hehra war's ſo heilig, wie am Sitze
Der Unſchuld, die ein Gott bewacht.
Ein ſchönes Leuchten, wie verſchwiegne Blitze,
Vergoß die heitre Sommernacht.
„So wie dieß Leuchten — ſprach die Fromme —
glänzt am Staube
Der dunkeln Erde ſtill der Gang der Tugend
auf."
Und ihr Gefühl war Heiligung und Glaube,

Die das begeisterte Gemüth hinauf
Zur Heimathflur geweihter Seelen trugen.
Es feierte der ganze Hain,
Und alle Nachtigallen schlugen
In Hehra's Seelenfest hinein.
Sie blickt' empor, und sah den Schein
Der Abendfackel durch das Grauen
Der Dämmerung am Saum der Nacht herüber
schauen.
Da rief sie: „Schön ist doch das dunkle Men=
schenloos!
Die Erde nimmt uns sanft auf ihren Blumen=
schooß,
Und zeigt von fern uns neue Erden,
Für die sie uns erzieht; und schauerlich und groß
Liegt vor uns da das ernste Seyn und Werden.
Wie eine Zukunft, schaut die Abendwelt,
Sie schaut uns an aus ihren tiefen Hallen,
Voll Sterne, die das weite Schlummerzelt
Des eingeschlafnen Tags, wie goldne Träum',
umwallen.
Der Altar glänzt daher, und wonnefestlich schlägt
Empor von ihm die Glut, wie Opferflammen=Lohe:

Da feiert ſeliger der Glaube, der die hohe
Verheißung Gottes durch die Himmel trägt.
Nun ſieh das Zweigeſtirn, wie ſtill und mild zuſammen
Dort auf und ab die beiden Sterne gehn,
Und ewig ſich einander hold umflammen!
O, laß uns dort Bedeutung ſehn!
Es geht der große Geiſt der Liebe
Durch ſeine Schöpfung, die er trägt und hält;
Er ſchlingt das ſüße Band der holden Wechſeltriebe
Hier um ein Herz, und dort um eine Welt.
Und o, wie feierlich iſt jener Raum erhellt,
Wo immer meine ſchönſten Lichter brannten!
Die Kron' am Himmel zieht die Seele himmelwärts,
Und ſtrahlt mit ihren Sternendiamanten
Der Hoffnung Freudigkeit in's Herz."
Und immer heller wird's in Hehra's innerm Leben:
„Dort" — rief ſie aus — „wo freudig ab und auf
Im dunkeln Raum die Strahlenwelten ſchweben,
Löſt glorreich ſich in Licht und Leben

Das ſchauerlichſte Dunkel auf.
Die Gräber dort ſind lichtbekränzte Thore,
Durch die der Genius, der uns hier kalt berührt,
Der Genius der letzten Hore
Die Pilgerſchaaren Gottes führt,
Wenn ſie, von einer Welt zur andern,
Die große Gottesſtadt durchwandern.
Wie ſelig dämmert zu dem Glauben es herab,
Das ſtille Land der Hoffnung und der Liebe,
Zieht uns empor vom eitlen Weltgetriebe,
Und ſpiegelt ſich im reinſten Leben ab!
Wohl iſt die Bürgſchaft für den Himmel
Der Himmel hier in unſrer Bruſt." —
So Hehra. — Tief verſank das rauſchende Getümmel;
In Nacht verſank vor ihr der Traum von Schmerz und Luſt.
Der Menſch hört auf zu ſeyn; und ſchon beginnt der Engel,
Wenn er in ſich den Himmel nicht vermißt,
Wenn, Trotz dem Schmerzgefühl der Mängel,
Der Gott in ihm auch mit ihm iſt.
Du ſahſt die Zukunft ſich in Hehra's Leben ſpiegeln.

Da fiel in deine Seel' ein wunderbares Licht;
Da legte mit der Liebe Flügeln
Sich um dein Herz die ſchöne Zuverſicht.
Der Glaub' umfaßte nun mit einem Friedensbunde
Dieß Erdenthal und jenes hohe Seyn. —
Begegnen wird dir einſt mit dieſer reichen Stunde
Die Ewigkeit noch dort am finſtern Todtenhain.
Sey Friede dann mit dieſem Schattenleben!
Dem Himmel iſt es ja ſo nah verwandt;
Und Lieb' und Freundſchaft weihn darin ein ſtilles Land,
Das ſie, wie Genien, umſchweben,
Aus einer ſchönern Welt zu uns herab geſandt.
Wo eine Tugend an die Bruſt der andern,
Und wo der Gram an's Herz der Liebe fällt:
Da laß uns heiliger vorüber wandern;
Da feiert eine Engelwelt.
Sey hoch beſeligt, oder leide;
Das Herz bedarf ein zweites Herz,
Getheilte Freud' iſt doppelt Freude,
Getheilter Schmerz iſt halber Schmerz.
Lieb' und Freundſchaft wandeln unter guten,

Frommen Menſchen tröſtend auf und ab;
Treten weinend an ein Blumengrab,
Wo die Bruſt verſank, an der ſie ruhten.
Zu der Lichtwelt ſeufzen ſie hinauf:
„Deinen Himmel haben wir verkündet;
Darum nimm uns, wenn hier alles ſchwindet,
Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf!“
Unter trauernden Erinnerungen
Liegt verſchattet unſer ſtiller Pfad.
O, vergüte, was die Zeit verſchlungen,
Und das Schickſal grauſam niedertrat!
Unſre Herzen ſind voll Todtenmahle,
Wie der Raſen im Cypreſſenthale.
Zwiſchen Gräbern ſeufzen wir hinauf:
„Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf!“
Ruft dieſer Seufzerlaut der reinſten Lebens-
triebe
Vergebens einen Himmel an,
Zu retten, was ſo ſchön, ſo feierlich begann? —
Die Sonne droben iſt ein großer Blick der Liebe;
Gott ſchaut mit dieſem Blick uns an:
Ihn frag', ob Gott vernichten kann!
Vernichten, Freund! — o ſieh, er ſendet,

Mit allen Segnungen der hohern Lebensruh,
Der dunkeln Stelle, wo dieß Leben endet,
Noch ſeinen Friedensengel zu!
Mit Phädon flog am Arm des Glückes
Das heitre Leben hin; es war ihm ein Geſicht,
Das ein Mal nur erſcheint! die Zukunft war ihm nicht.
Jetzt tritt herein der Geiſt des letzten Augenblickes,
Bedeutend ernſt, wie ein Gericht;
Er löſt die ſanfte Blumenkette,
Mit welcher Phädon gern am ſüßen Leben hing;
Und Hehra tritt zur Lagerſtätte,
Wo ſie der Händedruck des Scheidenden empfing.
Er ſprach: „Sieh hier den Tod! in ſeinem Schatten lauert
Bewaffnet ein empörtes Schmerzgewühl!
Geiſt — Kraft — und ewig todt! ach, die Vernichtung ſchauert
So kalt durch's widerſtrebende Gefühl!"
Die Sanfte ſprach: „Wir gehn von Pflichten, Freund, zu Pflichten,
Zu neuer Thätigkeit dahin." — Und Phädon rief:

„Dich, Engel, kann ein Gott der Wahrheit nicht vernichten!
Gott! Gott!“ — Er wandte ſich; ſein brechend Aug' entſchlief.
Es iſt ein Gott des Rechts! O, glauben wir dem Munde,
Der endlich vor der Tugend ihn bekennt!
O Heil! das höchſte Heil der Stunde,
Die tröſtend uns den Retter nennt!
Nicht immer ſchwebt im ſanften Blütenregen
Der Geiſt der Huld um unſer Herz;
Das Schickſal klopft mit harten Schlägen
An unſre Bruſt, und draußen ſteht der Schmerz.
Wir ſchrecken auf, und zitternd ſinkt das Herz
Auf Trümmer ſeines Friedens nieder!
Tritt näher hin: und er erhebt dich wieder;
Ein Bote Gottes iſt der Schmerz.
Er ſpricht: „Laß ihr Geſetz die Weltnatur erfüllen!
Blick' über ihr Gebiet hinaus!
Der graue Nebel mag den Sonnentag verhüllen:
Er löſcht die Sonne ſelbſt nicht aus.“ —
So ſpricht der Feind, vor dem wir zittern;
Doch Friede ſey mit ihm, der ihm und uns gebührt:

Er iſt ein Engel in Gewittern,
Der zu dem höhern Frieden führt:
Den finden wir ſelbſt im Cypreſſenſchauer,
Wo er die Seele Lykophrons erhob,
Als über des Verlaßnen Trauer
Der ſanfte Farbenkranz aus Licht und Macht ſich wob.
Das Ungewitter ſchwieg; zerrißne Wolken hingen
Vom Abendhimmel tief herab;
Die Sterne, hinter Wolkenſchatten, gingen,
Wie ſtille Geiſter, auf und ab;
Und Lykophron trat an ein friſches Grab.
Da ſchimmert' es vom Hügelrand herüber;
Der Halbmond ſchaute, wie ein trüber,
Ein halbgeſchloßner Blick, in's Urnenthal herab.
„Melida!" rief der Gram — „ſo tief, ſo tief verſunken
Iſt all' die Herrlichkeit, die blühend dich umfing!
So tief in Nacht erloſch der Funken,
Woraus hervor das lichte Leben ging!"
Das Himmliſche zerfiel, wie Blumenſtaub der Fluren;

439868

Und doch, wie drückten ſich ſo zart und rein
In dieſen Blumenſtaub die Spuren
Vom Wandel eines Engels ein!
Da ſieh! ein dünner Nebel kam gezogen;
Und, wie ein Traumgebild aus blühender Natur,
Umarmt' ein nächtlich ſanfter Friedensbogen
Das todte Dunkel ſeiner Flur.
Da war's, als ſprách' ein Geiſt zu ihm die Worte:
„Erhebe ſich das trauernde Gemüth!
Der Friedensbogen dort, die ſanfte Blumenpforte
Zum Himmel, iſt aus Licht und Thränen auf-
geblüht.“ —
Fürwahr, die Hand, die unter Blütendecken
Uns hinführt in den Hain der Luſt,
Wirft auch den Sturm an unſre Bruſt,
Vom dumpfen Sinnentraum den Geiſt empor zu
ſchrecken.
Mit welchem Druck ſie uns berührt:
Es iſt die Hand der Liebe, die uns führt!
Und dieſe Liebe ſtürzt — ach! wie von einer
Klippe,
Vom Daſeyn uns ſo rettungslos hinab?
Sie reißt den Lebenskelch hinweg von unſrer Lippe,

Für den ſie ſo viel Durſt uns gab?
Sie ruft, durch die Natur, zur ſeligſten Vermuthung
Der Dauer, Geiſt und Herz hinauf,
Und baut, zur gräßlichſten Verblutung
Des Lebens, hier den Opferaltar auf?
Wie? hat ſie darum nur in dieſer Stufenhalle,
Den Menſchengeiſt ſo hoch hinauf geſtellt,
Daß er vom Gipfel ſeiner Welt
Mit deſto tieferm Sturze falle?
Sie ſandte ſelbſt den Blick von Licht in ſeine Nacht,
Aus welcher er doch nie zum hellern Tag erwacht?
Sie hat den Sinn der Freiheit in die Seele
Nur darum tief, ſo tief hinein gelegt,
Damit der Geiſt in ſeiner Kerkerhöhle
Die Ketten fühle, die er trägt?
Die Tugend fordert unſer Leben,
Sie fordert Opferung, und ihre Vollmacht lügt?
So mag das Laſter nicht, ſo laß den Edeln beben,
Der dieſe Welt verlor, und jene nicht erſiegt!
Dann kehre weg den Blick vom großen Weltenbuche!

Hohn lacht dir die Natur in ihrem Morgenroth;
Das ganze Leben wird zum Fluche;
Ja, dann iſt Tod um uns, und nichts, als Tod!
Wir wandeln hin im großen Schattenreiche;
Was fallen kann, ſind Trümmer nur;
Die lebende verſenkt die todte Leiche;
Ein ſchrecklich Opferfeſt begehet die Natur!
Der Blutaltar — dort ſteht er aufgerichtet;
An ſeinem Fuße gähnt ein ſchauderhaftes Grab!
Dort wird im Menſchen eine Welt vernichtet!
Dort bricht der Anfang eines Gottes ab! — —
O, dieſe Widerſprüche ſtürmen
Dich deiner feierlichſten Hoffnung zu!
Das Leben triumphirt, und ſeine Palmen ſchirmen
Die heilgen Stellen deiner Ruh.
In dieſe Friedenspalmen flüchte
Dein Glaube ſich, wenn er, verjagt
Von Zweifeln, vor dem Weltgerichte,
Das du im Buſen trägſt, das Menſchenloos verklagt;
Wenn er hinauf klagt zu den Sternen,
Daß, in dieß Daſeyn eingeengt,
Wir eben nur die Tugend lieben lernen,
Und fort ſind, eh' ſie uns umfängt.

Laß einen Edeln ſich vom Erdenſtaub erheben!
Mit einem Seufzer geht der Weiſeſte dahin.
Las Caſas ſtirbt — o ſieh! der ganze Sinn
Des Lebens drückt ſich aus in einem ſolchen Leben.
Wie unbefriedigt ſchaut er auf den Raum zurück,
Wo ſeine Tag' ihr kurzes Daſeyn hatten!
Das iſt der letzte, dunkle Blick;
Es iſt, als würf' er nur noch einen leiſen Schatten
Aus einer höhern Welt zurück.
Er ſieht die Zeit, wie ſie, mit aufgerißnem Flügel
Dahin mit unſern Thaten flieht.
So tritt er auf den letzten Hügel,
Um den ein Abendtraum vom langen Tage zieht.
Zu ſeinen Füßen ſchreit Chiappo's Volk in Ketten,
Die Spaniens Tyrann um freie Menſchen wand;
Der fromme Seelenhirt ſtreckt zitternd aus die Hand,
Vom Drucke die Verzweifelnden zu retten;
Und, wie ein Segen, hängt an ſeinem Blick die Ruh.
Sein Wüthrich zürnt herab von ſeinem goldnen Seſſel;
Las Caſas bebt, und wirft die kaum gelöſte Feſſel

Den armen ſchwarzen Brüdern zu.
Da, wo er rettete, ſchwebt ein erhabner Engel;
Und wo ſein Muth der Tyrannei erlag,
Bedeckt die Stell' ein dunkler Tag.
Es iſt der Schatten ſeiner Mängel;
Er kennt ihn wohl, und büßt ihn ſeufzend ab.
Ein Himmelsahnen ſchwebt nun ſanft, wie eine helle,
Verſöhnende Geſtalt, auf ſeinen Geiſt herab.
Das reinſte Leben gleicht der Quelle;
Auf ihren Spiegel fällt des Sonnengottes Blick;
Doch die, vom Schlamm des Ufers trübe, Welle
Strahlt ihn mit Zittern nur dem hehren Gott zurück.
Und ſolch ein Leben ſtreckt umſonſt die Hand hinüber
Nach einem höhern Ziel, das aus der Ferne winkt?
Es fällt, wie ein Phantom, ein Luftbild, welches trüber
Und immer trüber jetzt in ſeine Nacht verſinkt? — —
So kann, ſo darf das Heilige nicht enden!
Hinüber ſichernd über Nacht und Grab,

Kam — um an uns den Himmel zu verpfänden —
Das Göttliche zu uns herab,
Und ſtrahlte — daß der Menſch ſich ſelbſt getreuer bliebe —
Der Tugend ſanften Wiederſchein,
Wie Nebenſonnen, in die Triebe
Des dämmernden Gefühls hinein.
Da ward die Knechtſchaft erdgeborner Sinne
Des göttlichen Gebiets, das ihr ſo nah' iſt, inne.
Verkündet nicht der freie Göttermuth,
Daß er aus fremden Welten ſtamme?
Dieß Daſeyn iſt der Heerd, von dem die Lebensgluth
Auflodern wird zur hellern Aetherflamme.
Nur, was der Erd' entſteigt, wird auch der Erde Raub.
Geſchlechter ſchwinden fort, noch ehe ſie veralten;
Wie Nebel ziehn dahin die dämmernden Geſtalten;
Sie ſchütteln grauenden Verweſungsſtaub
Aus langen, düſtern Schleierfalten;
Und was bekränzt war, trägt verdorrtes Laub.
Die Gegenwart tritt auf; und weg vom jüngern Lichte
Sinkt immer tiefer die Vergangenheit.

Die Weltgeſchichte ſelbſt begräbt die Weltgeſchichte,
Verwiſcht den alten Schattenriß der Zeit.
Die Mahle der Vergötterung verwittern!
Die ewige Natur reißt ſtolze Cedern fort.
Schau! wie verſteinerte Jahrtauſende, ſtehn dort
Die Rieſenfelſen auf — die Zeit wird ſie zerſplittern.
Das Hohe fällt; und eine dumpfe Nacht
Steht lauernd hinter jedem Schimmer.
Wir trauern über Hellas Trümmer;
Und finſter blickt der Ernſt auf Roms verſunkne Pracht.
Verſchüttet ſind, Athene, deine Hallen,
Wo ſeinen lichten Kranz der Genius erflog!
Dein Rieſenbogen iſt zerfallen,
O Rom, durch den dein Triumphator zog!
Das Heiligthum des kühnen Säulenganges
Umwuchert längſt entweihendes Geſträuch;
Und leiſe ſeufzet noch aus ihrem Schattenreich
Die Muſe des aoniſchen Geſanges.
So iſt der reichſte Glanz ein flüchtiger Genuß!
So ſinkt dahin, was hohe Kunſt geſtaltet! —
Doch dauernd iſt, was innen waltet:
Unſterblich iſt der Genius!

Entſtehen, Seyn, und Tod! — Verhängniß-
volle Worte,
Ihr ſeyd der Inhalt jedes Erdentraums!
Des feierlichen Throns, ſo wie des Hüttenraums!
Die Erd' iſt das Gerüſt der engen, grünen Pforte
Des Schattengangs, der ſich hinab in's Dunkel
zieht,
Wohin der Thor mit Graun, mit Ernſt der Weiſe
ſieht.
Dort zittert ſchwer ein müder Greis hinunter;
Ein reiches Leben ging in ſeinen Tagen unter;
Die Welt iſt nicht mehr ſein, die ſeine ging zur
Ruh.
Er wankt ihr einſam nach. — „Wohin?" —
Wohin, fragſt Du?
Die Blume neigt ihr Haupt zur mütterlichen
Erde;
Sie fragt nicht, ob ein Morgenroth
Zu irgend einem Lenz ſie wieder wecken werde.
Der Menſch nur fühlet ſeinen Tod;
Der Menſch nur fragt: „Wohin?" — Iſt dieſe
ernſte Frage
Nicht eine Nacht, in der es halb ſchon tagt?

Sie ſpricht ein Jenſeit aus, wonach ſie diesſeit fragt.
So geht der Menſch zu ſeinem Opfertage,
Und durch das Feſt der dunkeln Opferung
Zur leuchtenden Verherrlichung.
Mit tiefen Schatten iſt der Weihaltar umhangen;
Der Göttertag iſt noch nicht aufgegangen;
Tief hinter dieſem Opferhain,
Da bricht er an, und löſt die heilgen Stunden,
Die Liebespfänder ſeines Himmels ein.
Bezahlet iſt die Schuld, die Erd' iſt abgefunden:
Und nun beginnt ein neues Seyn.
Vom Seyn zum Seyn geht alles Leben über;
Geſtaltung reift zur Umgeſtaltung nur;
Und die Erſcheinung ſchwebt vorüber.
Zum Nichtſeyn iſt kein Schritt in der Natur.
Es mag ihr Flammenblitz den Eichwald niedertrennen;
Und aufgelöſt iſt eine Form des Seyns.
Nur was ſich fügte, mag ſich trennen;
Des Menſchen Geiſt iſt innig Eins.
Zwar überſchattet Nacht den Urquell unſrer Tage;

Wir wiſſen nicht, woher, wir wiſſen nicht, wohin
Der große Strom die kleine Welle trage;
Doch mein Triumph iſt, daß ich bin!
Wir wiſſen nicht, wohin! drum müßten wir verſchwinden?
Wir wiſſen nicht, woher! und doch, o Freund, wir ſind!
Fortſtreben wird, was geiſtig hier beginnt:
Sieh! Leben, Heil und Licht und Gottes Huld — das ſind
Die Zeugen, die das Ewige verkünden. —
Noch Eine Bürgſchaft ruht tief in des Menſchen Bruſt:
Es iſt das Heilige, das die Natur nicht kennet,
Das innre Seyn, das uns den Geiſt der Tugend nennet.
Durch ſich nur iſt der Menſch ſich dieſes Seyns bewußt;
Du biſt nicht, was dir die Natur gegeben;
Sie warf es dir, als einen Schuldbrief, zu:
Dein, innig dein iſt nur das Seelenleben,
Dieß Seelenleben ſelbſt biſt du.

Wie Seel' und Körper ſind, und wie ſich Eins hinüber
In's Andre tief zu einem Seyn verflicht,
Zu einem ſolchen Seyn? — der Menſch erforſcht es nicht;
Es ruhet Gottes Hand darüber.
Erforſchten wir es auch, ſprich: was gewönnen wir?
Gewönnen wir an Muth und Kraft, uns auf zu ſchwingen,
Und unſern Himmel ſelbſt hienieden zu erringen? —
Genug! die Tugend bürgt dafür,
Daß nicht in der Natur ein Quell verſiegen werde,
Der jenſeit der Natur entrann.
Was irdiſch iſt, gehört der Erde;
Das Heilige gehört dem Himmel an. —
Seyn werd' ich, weil ich bin. Triumphgeſang, erſchalle!
Erſchalle tief in die Unendlichkeit hinein,
Daß aus der Tiefe laut dein Jubel wiederhalle!
Triumph! ich bin; und darum werd' ich ſeyn!

Unſterblichkeit, auf hehren Schwingen
Erflieget der Geiſt dein lichteres Reich.
Weit hinter ihm, wo die Geſtalten ringen,
Verrauſchet der Sturm am dürren Geſträuch.
Ihr, vom Naturgeſetz gehalten,
Ihr Sonnen, durchſtrahlt den ewigen Raum;
Mein Geiſt fliegt auf von den Naturgewalten,
Und leuchtender ſtrahlt ſein ahnender Traum.
Es iſt von ihm hinweggeſunken
Der irdiſche Druck; das Göttliche nur,
Den linden Strahl, den reinen Aetherfunken
Entwinket ein Gott dem Schooß der Natur!

Inhalt
des fünften Gesangs.

Im Menschen ist das Ziel des Menschen, der Grund seiner höheren Hoffnungen aufzusuchen. In ihm finden wir, wir mögen ihn in seiner Erhebung oder in seinem Falle beobachten, eine gewisse Kraft, die auf das Bestimmtwerden seines Strebens einen bedeutenden Einfluß äußert. Zugleich wirken auf sein Gemüth Triebe, die auf sinnlichen Genuß sich beziehen. Aus dieser Verknüpfung zweier, einander widerstreitender, Naturen tritt eine räthselhafte Erscheinung, aus ihrer friedlichen Vereinigung aber hohe, idealische Vollkommenheit des Individuums hervor. Jene Kraft, im höheren Grade ihrer Beharrlichkeit, giebt der Wirksamkeit des Menschen einen Schwung, der selbst in seiner verderblichsten Richtung den Beobachter zum Erstaunen fortreißt; das Große darin hält ihn fest. Diese Kraft nun, von einer edleren, wohlthätigen Zweckmäßigkeit geleitet, stellt eine Hoheit

auf, die wir mit Entzücken bewundern: sie führt das hohe Bild der Tugend vor die Seele. Da erst, als die Menschheit das Zeitalter der kindlichen Einfalt und Unschuld überlebt hatte, begann das Bedürfniß der Tugend und ihrer tröstenden Hoffnung dringender zu werden.

Das Urbild ihrer höchsten Vollendung steht nun dem engen Zeitinhalt unsers Erdenlebens gegenüber, welches die Möglichkeit ausschließt, jenes zu erreichen; die Vernunft ist also genöthigt, eine Fortsetzung unsers Daseyns anzunehmen. Der Glaube an dieß Fortschreiten des Lebens bringt sich uns unwiderstehlich auf, wenn wir die Unschuld leiden sehen. Die Stimme eines innern Gerichts fordert Gerechtigkeit für sie. Diese innere Stimme, die den Frevel verdammt, und die Unschuld in Schutz nimmt, legt eben dadurch ein Glaubensbekenntniß für ein höheres Leben ab, und das Entzücken, welches eine Edelthat in das beobachtende Gemüth zurück wirft, ist ein Vorgenuß jenes höheren Daseyns: oder der Mensch ist zur Lüge geboren, zum Widerspruche mit sich selbst. Unendlich erhaben ist die Bestimmung des Menschen. Ein inneres Gesetz, ein Beruf von Hoheit und Würde ist die Jüngerweihe für ein höheres Seyn, das Unterpfand eines Himmels, der Erhebung gebietet. Brutus schmähet die Tugend, weil sie Rom ihm nicht erretten half; allein ihr Reich, ihr Friede ist nicht von dieser Welt. Der Gang der Natur schreitet in den

Gränzen der Nothwendigkeit fort. Es ist die Aufgabe der höheren Natur des Menschen, im Kampfe mit der sinnlichen, ihre Vollendung mehr zu entwickeln, und in sich und durch sich selbst zu seyn. Aus diesem Kampfe geht die geübtere Kraft des bessern Willens glorreich hervor. Der edle Garve verdiente hier wohl, zum Beispiele zu dienen. Während der schmerzvollsten Krankheit, die seinen Tod herbei führte, und unter Geduld erschöpfenden Qualen schrieb er die schöne Abhandlung über die Geduld, mit einer Kraft, die den edeln Mann so hoch über physische Gewalten erhebt.

In eben dem Maaße, wie die Kraft eines würdigen Strebens den Edeln erhebt, wirkt diese Kraft niederschlagend auf das Gemüth des Sünders. Wenn längst aus einem Leben die Tugend entfloh: sie läßt darin eine strahlende Erinnerung zurück; sie ist zu sehr Bedingung des innern Daseyns, daß Beide: die Heuchelei und die Reue, sich gedrungen fühlen, ihr Huldigungen darzubringen.

Die seltsamen Erscheinungen der Furcht eines strafenden Bewußtseyns, sind der Tugend heilige Ahnungen, die im edlern Gemüthe zu Himmelsgeistern werden, im Blick der Unschuld uns anleuchten, und Licht und Frieden um gute Menschen verbreiten. Dieß Morgenroth eines höheren Lebens strahlte heller an Hehra's schöner Seele hervor, im Gegensatze mit einem Gemüthe, welches den hohen Ernst des Lebens unter reizenden Täu-

ſchungen verliert; aber die Stimme des Bewußtſeyns ſchweigt nicht, beſtimmt iſt ſie, als eine warnende und ſtrafende Nemeſis unſere Führerin zu ſeyn durch das Leben. Oft läßt ſie ſich in einem großen Beiſpiele der ſiegenden Kraft vernehmen. Chriſtus ſtellt in der furchtbaren Erhabenheit ſeines Lebens ein ſolches Beiſpiel auf.

Fünfter Geſang.

Eugend.

So wag' es dann, o Freund! zu dir dich zu erheben!
So wag' es dann, zu haben, was du haſt;
Zu finden, was dein Herz umfaßt;
Zu glauben an dein eignes Leben,
Wovon das Pfand, ein hochgeweihtes Gut,
In deinem innern Daſeyn ruht!
Im innern Daſeyn liegt ein Buch uns aufgeſchlagen,
Wie eine offne Gegenwart.
Die Pythia in uns laß uns befragen!
Sie weisſagt uns das Ziel, das unſer harrt.
Wer iſt der Menſch? — Auf beiden Wegen
Zu ihm hinab, zu ihm hinan,

Weht uns ein Gotteshauch entgegen,
Und kündigt uns den hohen Menſchen an.
Es flammt in ihm ein reines Götterfeuer;
Hoch flammt es auf; doch ſtürzet er einmal
Sich von ſich ſelbſt herab: ein ſolches Ungeheuer
Birgt keine wilde Kluft, verhüllt kein grauſes Thal.
Mit Zittern ſtaun' ich ſeine Höhen
In ſchrecklich wüſten Trümmern an!
Wie hoch muß nicht ein Weſen ſtehen,
Das ſo erſchütternd fallen kann!
Begeiſtert blickteſt du, in feierlichen Stunden,
Zur Göttlichkeit der Tugendkraft hinauf;
Und haſt du in der Tugend Gott gefunden:
So ſuch' ihn auch im Laſter auf!
Ja, find' im Taumel Alexanders
Ruinen von Erhabenheit!
Was war ſein Heldenwahnſinn anders,
Als die gefallne Göttlichkeit?
Sie fiel erſchütternd, wie der Friede
Der Welt, wohin er Mord und Freveltaten trug,
Der Welt, worin er nichts ſo tief, als ſich, erſchlug.
Groß war der ſtolze Philippide;
Die Hoheit war in ihm zerſtört.

Das große Laſter, das dein Herz empört,
Iſt die geſtürzte Pyramide,
Die, ach! zum Staub hinab die Flammenſpitze kehrt;
Es iſt der Wetterſtrahl, der leuchtet und verheert.
Der Tugend Sonnenblick heißt: Friede.
Wenn kalt ein Wüthrich dort den Frieden niederſtürmt:
Dann überſtrahlet hier, wie mildes Frühlingswetter,
Den ſtillen Zeitengang ein ſanfter, edler Retter,
Der mit geweihtem Arm die Menſchheit überſchirmt.
Die Erde ſtellt dem Himmel nichts Verhaßters,
Und nichts Geliebters, als den Menſchen, auf;
Und dieß Amphibion der Tugend und des Laſters,
Wo löſt es einſt in Harmonie ſich auf?
Der wunderbare Menſch! im Guten und im Böſen
Gleich unbegreiflich ſich! O ſprich! wer gab der Zeit
Dieß große Räthſel auf? Wer wird, wer kann es löſen? —
Die Weisheit einer Ewigkeit!

Zwei Mächte ſind im Menſchen tief verſchlungen,
Die der Verſtand ſelbſt anerkennen muß:
Der Ruf der Tugend dort — ſie fordert Opferungen,
Und hier die Sinnlichkeit — ſie dringet auf Genuß.
Getrennt ſind dieſe beiden Mächte;
Und jede fordert Huldigung,
Und fordert ſie mit unbeſtrittnem Rechte;
Doch ringen beide nach Vereinigung.
Und zwiſchen beide tritt verſöhnend
Das hohe Ideal der Götterwürdigkeit,
Das ſchön und immer ſchöner krönend
Hinauf führt zur Unendlichkeit.
Wer iſt die Glanzgeſtalt, die uns im Traum des Ruhmes
Hoch über uns erhebt? — Das iſt die hehre Spur,
Der Schimmer unſers Götterthumes;
Das iſt der Menſch der höheren Natur,
Der Menſch in ſeiner vollern Würde,
Die uns begeiſtert und entzückt.
Und darum trauern wir, wenn ſchwer des Alters Bürde

Zum Staub hinab den großen Menſchen drückt;
Wir trauern, wenn ſo tief der Götterfunken,
In jenem Greis erloſchen ſcheint,
Daß er, von ſeiner Kraft hinweggeſunken,
Im Dunkel lebt, und kindiſch lacht und weint.
Doch dieſem Schatten gegen über,
Steht Fontenelle da, der ein Jahrhundert trägt.
Wie tönt ſein Winterhain, den jede Muſe pflegt!
In ſeiner Seel' iſt Licht, ward auch ſein Auge trüber;
Vor ſeinem äußern Sinn erklingt
Nur ſchwach das Weltgeräuſch: was kann's ihm noch gewähren?
Zu ſeinem innern Sinne dringt
Der Pſalm der Ewigkeit im Chor der Weltenſphären.
So ſchön bewährt die Meiſterſchaft
Des Lebens nur der Mann der Kraft.
Es hat das Alter nichts an ihm zu rächen;
Sein beßrer Sinn war nicht den Sinnen unterthan;
Selbſtherrſchend in ſich ſelbſt, verfolgt' er ſeine Bahn;

Er hielt die Kraft, die Kraft hält ihn, daß ſich die Schwächen
Der grauen Kindheit ihm nicht nahn.
Die ganze Menſchheit ſtrahlt in einem Meiſterwerke
Der Lebenskunſt, die an Vollendung ſtrebt:
Wir ſehn bewundernd, wie die Stärke
Das Leben trägt, die Kraft es hebt.
Du ſtaunſt zur Kraft hinauf, ſelbſt da, wo ſie zerſtöret,
Wo ſie das Große niederreißt,
Wo ſie Gefahren trotzt, und Felſen weichen heißt;
Sie feſſelt, wenn ſie auch dein ganzes Herz empöret,
Doch deinen Blick und deinen Geiſt.
Du ſtaunſt, wenn Archimed nur einen Standpunkt fodert,
Um ſelbſt den Erdenball zu heben, der ihn trägt;
Du zitterſt, wenn empor die Kraft der Seele lodert,
Wenn ſie verderbend auf in wilde Flammen ſchlägt;
Du bebſt, wenn Hannibal hoch über Alpenſchlünde
Das Schrecken wälzt, das Roma's Thoren bräut;
Du ſchauderſt auf, wo Cäſars Eitelkeit,
Zum lauten Zeugen ſeiner Sünde,

Herab zu ſeinem Stolz den Glanz der Hoheit riß;
Du ſchauderſt auf, wie vor beglänzten Trümmern;
Du ſiehſt das fürchterliche Schimmern,
Die grauſe Sichtbarkeit der Sonnenfinſterniß.
Beſeele dieſe Kraft mit freier, edler Güte;
Begeiſtre ſie mit ſtillem Friedensſinn;
Vergöttre ſie zur holden Pflegerin
Der reinſten Menſchlichkeit, der ſchönſten Geiſtesblüte:
O! dann ergreift ſie dich, die heilige Gewalt;
Es geht ein Himmel auf vor deinen Blicken;
Es kündet ſich dem zagenden Entzücken
Die Tugend an in göttlicher Geſtalt.
Ja, ſie verließ, um uns dem Himmel zu erziehen,
Einſt die ambroſiſche, geliebte Flur,
Und trug den feſtern Sinn der Lebensharmonieen
In unſre ſchwankende Natur.
Als noch der Menſch nicht in die Ferne blickte,
Noch, zwiſchen Zukunft und Vergangenheit,
Dem Augenblick die reife Frucht entpflückte:
Da blühte ſeine ſtille Zeit.
O! ſchuldlos war er nur — nicht weiſe;
Sein Daſeyn war ein Kindesloos.

Da nahm — ihm unbewußt — und leiſe
Die Zukunft ihn der Gegenwart vom Schooß,
So wie den Säugling, noch unaufgeriſſen
Vom Schooße, der ihn wiegend trägt,
Die Mutter zärtlich, unter Küſſen,
Von einer Bruſt zur andern legt.
Und freundlich, wie das Licht, worin der Tropfen leuchtet,
Der einen Wieſenhalm befeuchtet,
Umgab ihn noch die Einfalt der Natur;
Allein es war ſein Loos, die Spur
Der Kindeseinfalt zu verſcherzen;
Die Wahrheit floh aus ſeinem Herzen,
Auf ſeine Lippe kam der Schwur.
Erwacht wie eine neue, ſchöne Jugend,
Trat auf die wüſte Stelle ſeiner Ruh
Die ſtille Göttlichkeit der Tugend,
Und bracht' ihm ihre Hoffnung zu.
Die ſollte freundlich um ſein dunkles Leben,
Worein der Schatten einer Erde fällt,
Wie eine ſanfte Luna, ſchweben,
Mit ihrem Wiederſchein von einer Sonnenwelt
Und, wie das ferne Licht, das eine finſtre Höhle

Mit ſeinem leiſen Silberblick erfüllt,
Steht vor der überhüllten Seele,
Vollendung, dein erhabnes Bild.
Und welch ein Raum von dieſes Lebens Gränzen
Bis zu dem höchſten Ziel! wie weit!
Es iſt der Weg zu Gott; er heißt Unendlichkeit.
Darf die Vollendung dort herüber glänzen
In dieſes Schattenthal der Zeit,
Wo, tief verhüllt und vielgeſtaltig,
Ein düſtrer Geiſt um lichte Stellen ſchwebt?
Das iſt des Schickſals Macht, die furchtbar und gewaltig
Sich gegen unſre Kraft erhebt.
Und dennoch ſoll der Menſch — mit welchem Grimme
Das Schickſal auch herein in ſeine Tage bricht —
Des Lebens würdig ſeyn; und wanken ſoll er nicht
Von dem Gebot der innern Stimme,
Womit ein Gott zu ſeinem Geiſte ſpricht.
Nach einem Ziele ſoll er wandeln,
Das höher ſteht, als ſeine Zeit.

Ein Menſch zu ſeyn, und wie ein Gott zu han-
deln:
Wer rettet hier? wer löſt den wunderbaren Streit?
Hier rettet die Vernunft, die hehre, gottver-
traute.
Hervor aus ihrem tiefſten Leben wehn
Unſterbliche, geweihte Stimmenlaute,
Die hohe Seelen inniger verſtehn:
Es muß ein Pfad noch dort hinüber
gehn!
So lautet die erhabne Sendung
An unſern Geiſt. Es iſt der Pfad,
Auf welchem ſich die Tugend der Vollendung,
Vollendung ſich dem Frieden naht.
Je mehr die Seele ſich empor ringt zu dem
Frieden,
Des höhern Lebens ſich bewußt zu ſeyn:
Je tiefer dringt ſie ſchon hienieden
In's Götterthum der Seelen ein.
Das Götterthum der Seelen hat begonnen!
Mein höchſtes Leben weihe ſich!
Und ihr, o kommt, ihr feierlichen Wonnen
Des großen Heils, kommt über mich!

Ich ſchreite fort zur höhern Friedensfeier.
Auf! mein gefühlteſter Geſang,
Begleite du, geweihter Sohn der Leier,
Mit Siegestönen meinen Gang!
Hier liegt die Spur von meinem Morgentraume,
Der Punkt, den dieſe Sonn' erhellt.
Der Geiſt bedarf kein Heil von dieſem Raume;
Sein Fried' iſt nicht von dieſer Welt!
Die Welt ſtößt unſer reinſtes Leben
Von ihrem Frieden kalt zurück;
Die Unſchuld ſeufzt, und wir erheben
Zu einer Nemeſis den Blick.
Wenn harte Tage ſchwer um heilge Stellen ziehen:
Dann drängt ſich jener Glaub' an unſer Herz, und hält
Uns ſeine Bürgſchaft vor aus einer fernen Welt,
Aus einer Welt der Harmonieen,
In der das Würdige den Feierkranz erhält.
Sieh dort die Unſchuld hin durch ihre Blumen ſchweben!
Wird keine Gottheit ſich zu ihrem Schutze weihn?
O, möge doch das Schickſal ihr ein Leben

Aus Roſenluft und Abendſtille weben!
Sie fürchtet nichts, ihr Herz iſt ja ſo rein;
Sie iſt ſo ſelig, wenn ſie unbefangen
Hinaus zu ihren Menſchen geht;
Sie iſt ſo heilig, wenn, mit Lächeln auf den Wangen,
Sie vor dem finſtern Haſſer ſteht;
Sie hört noch nicht das giftige Geziſche,
Das näher ſchon durch ihre Blumen rauſcht;
Sie ahnet nicht die Schlang' im Dorngebüſche,
Die tückiſch ihren Gang belauſcht.
Das Unheil naht! Ach! wehrt kein Engel? Schone! ſchone! —
Die Schlange bricht hervor durch das Verhüllungslaub!
Der Sykophant erſcheint! die Unſchuld wird ſein Raub!
Er reißt von ihrer Stirn die zarte Roſenkrone;
Er tritt ſie nieder in den Staub!
Und weinend hängt dein Blick am theuern Raube;
Zu einem Himmel ſeufzeſt du hinauf!
Sucht dieſer Seufzer nicht, weit hinter'm Erdenſtaube,
großen Hei.

Das ſtille Land der Unſchuld auf?
Unwiderſtehlich dringt der Glaube
An eine Geiſterwelt ſich deinem Herzen auf.
So ringe dich empor, den Glauben zu
umfaſſen,
Den Mittler zwiſchen dir und einer Götterwelt!
Ihn, der nie dich verläßt, ihn könnteſt du ver-
laſſen? —
Wenn du die Freveltat verdammſt:
Dann glaubſt du, Freund, an einen Himmel;
Wenn du für Recht und Wahrheit flammſt.
Dann lebſt du ſchon in einem Himmel.
Tritt hin vor eine That, die ſelig dich ergreift!
Schau, wie der Seelenflug kaum an dieß Leben
ſtreift;
Und wenn du vor Entzücken trauerſt,
Und wenn es weihend dich, wie Gottheit, über-
fällt:
Dann heiligt dich dieß Graun; du ſchauerſt
Vor deinem eignen Geiſt, vor deiner innern Welt.
Es muß ein höchſter Geiſt den Geiſt der
Tugend ehren,
Die er ſo himmliſch uns entgegen führt,

Wenn nicht umſonſt der Sinn für Recht ſo tief uns rührt;
Zu einer höhern Welt muß noch der Menſch gehören,
Wenn um das Leben nicht das Daſeyn uns betrügt;
Und die Vernunftwelt iſt, wenn die Vernunft nicht lügt.
Und lügt ſie: dann iſt ſelbſt mein Daſeyn eine Lüge —
Durch die Vernunft nur bin ich, was ich bin —
Mein heiligſter Beruf iſt leer und ohne Sinn.
Je höher mich die Kraft des innern Lebens trüge,
Je tiefer ſänk' ich nur dahin. —
Fürwahr, der Menſch iſt hoch erkoren.
Der Ruf zur Pflicht iſt Ruf zum Himmel, iſt ein Schwur,
Womit die Ewigkeit uns Dauer zugeſchworen,
Hier bei dem feiernden Altare der Natur.
Ja, dem Gewiſſen iſt ein hohes Wort gegeben;
Es ſpricht: — „Der Götterwelt, o Menſch, gehört dein Leben.“ —
Dieß Daſeyn iſt ein ſinkendes Geſchwätz,

Das am Cypreſſenhain verklinget;
Zu einem Leben, das ſich höher ſchwinget,
Ruft uns im Innerſten ein heiliges Geſetz.
Voll Ernſt iſt das Geſetz, das auf Vollendung bringet,
O, furchtbar Ernſt in ſeiner Majeſtät!
Doch ſieh! welch' ein Triumphzug naht von ferne!
Der Sieg, die Tugend iſt's, mit Kränzen überweht.
Es wandeln Grazien — wie Sterne
Vom Sonnenlicht umglänzt — in ihrem Widerſchein.
Urania verläßt den großen Strahlenhain
Von Sonnen, welche ſie umblühen
Verläßt die Sphärenmelodieen,
Und miſcht ſich in den Zug der Tugend ein.
Dahin laß uns den Blick, dahin den Geiſt uns wenden!
Wir dürfen uns der hohen Weihung freun.
Das Himmelspfand in unſern Händen
Iſt — eines Himmels werth zu ſeyn.
So iſt ſchon hier die Seligkeit geboren;

Dem Frommen iſt erfüllt, was ihm ſein Gott verhieß;
Nur die Verlornen, Je verloren
Für dieſe Welt ihr Paradies.
So ſteh dann auf von dieſem Schattenſpiele,
Das, wie ein Leben, durch das Leben zieht!
Verlaß den Trümmerbau der Eitelkeit, und fühle,
Was über ſie erhebt, und was mit ihr entflieht!
Roms Söhne fielen in die Ketten
Der Sklaverei vor ihrem Cäſar hin.
Es trat der letzte Römerſinn
In Brutus auf, ſein Volk zu retten;
Doch er erliegt, und flucht im Fall noch einen Strom
Von wild empörten Läſterungen
Der Tugend in's Geſicht. Sein Rom war ihm entrungen.
O, Brutus! heißt die Tugend Rom?
Bedarf ſie eines bald erloſchnen Strahles
Vom Glanz des Erdenglückes? Nein!
Hier konnte — durfte nicht ihr Götterhimmel ſeyn;
Nur ihren Tempel ſchmückt der Frühling dieſes Thales.

Wie ein Werk Gottes, ſtill und groß,
Erhebt die Tugend ſich in ihrer eignen Würde.
Was auch des Schickſals Hand auf ihre Tage bürde:
Sie reißt ſich kühn von niedern Banden los.
Das Schickſal waltet im Naturgebiete,
Und die Natur geht ſchweigend ihren Pfad,
Nährt hier ein Giftgewächs und eine Frevelthat,
Bricht dort ein Engelherz und eine zarte Blüte.
Nothwendigkeit iſt das Geſetz der Welt,
Worin der Wahnſinn lebt, und Hehra's Leben fällt.
Sie trägt ſo gut den Narren, der ihre Blumen pflücket,
Wie den geweihten Mann, der ſeinen Kranz erwirbt.
Der graue Sünder lebt; ein Steingewächs erdrücket
Die Lebenskraft, und Büffon ſtirbt.
Es ſinkt der Menſch, der wie ein Gott gehandelt,
Wenn eine Fiber ſtockt, in's Grab.
Die Wolke forſcht nicht, ob die Unſchuld unten wandelt:
Sie ſchüttet ihren Blitz herab.
Die Welt hat nur die Welt zu geben;
Der Hunger weidet hin durch ihre grüne Flur;

Das innre, geiſtige, geheimnißvolle Leben,
Genähret von Himmelsthau, ſchlägt ſeine Wurzel nur
In das Gebiet vergänglicher Geſtalten.
Da drängt es ringend ſich hervor
Aus der Umfangenheit von irdiſchen Gewalten,
Und trägt ſein Kronenhaupt wie ein Triumph empor.
Gewaltig kämpft und drängt das Würdige, das Große,
Zum Leben ſich herauf. Ein Hauch entküßt dem Schooße
Der Dunkelheit die Blum', er küßt den Halm hervor;
Nur eine laue Nacht, und Haine blühn und Fluren.
Aus grauſer Tiefe tritt das Hohe kühn hervor;
Aus harter Hülle kämpft die Tugend ſich hervor;
Der Schmerz iſt die Geburt der höheren Naturen.
Dem Menſchen lächelt noch der mütterliche Blick
Der irdiſchen Natur, und milde Sterne walten;
Doch wie nun wird ſich ihm das innre Seyn entfalten? —

Am Lebenseingang ſteht das treibende Geſchick.
Sie brauſt daher, des Schickſals finſtre Stunde;
Sie reißt die Welt empor, ſie jagt das Leben auf;
Sie wühlet ſtürmend, was im Grunde
Der Flut verborgen liegt, herauf.
Nicht jeder Fluß trägt Gold im Sande;
Der über nackte Kieſel rollt,
Wirft Kieſel aus am Uferrande,
Der über Goldſtaub woget, Gold.
Dein Garve, Freund, ſpricht, mitten in dem Krampfe
Der Schmerzen, freundlich, wie die Huld,
Und ſiegend, wie die Weisheit, von dem Kampfe
Und vom Triumphe der Geduld.
So frei iſt ſein Gemüth, ſo ſtumm iſt jede Klage
Der leidenden Natur; ſo ſtumm,
Als lägen hinter ihm die martervollen Tage,
Als ſäh er lächelnd ſich nach ihnen nur noch um.
Dem Mann — und ſucht' ihn auch die Sonne
Im Hüttendunkel auf — ihm biete kein Tyrann,
Es biete keine Macht ihm Ketten an!

Ihn ſchreckt das Elend nicht, bethört nicht Lebenswonne.
Wer mit dem klaren Sinn des unbefangnen Blicks
Den bunten Markt des Lebens überſchauet,
Und ſeinen Frieden nicht dem Launenſpiel des Glücks,
Nicht ſein Unſterbliches Vergänglichem vertrauet:
Der iſt ein Lebensheld, ein Sieger des Geſchicks.
Heil dem geweihten Geiſt, der ſo ſich aufermannet!
Verbannt ein Nero ihn: der feige Wütherich
Verbannet ihn nicht, er verbannet
Aus eines Gottes Nähe — ſich;
Für ihn, den Hohen, hat kein Schwerdt mehr eine Schärfe;
Die Schuld nur hat das Recht, uns weh zu thun:
Der Weiſe wird — wohin das Schickſal ihn auch werfe —
Mit ſeiner Tugend ſeyn, bei ſeiner Unſchuld ruhn.
Da, wo die Unſchuld ruht, und von der Luft umgeben,
In der ſie wandelt fühlt der Sünder, was er iſt. —

„O, Tugend!“ — ſeufzet tief Elpinors innres Leben —
„Daß du ſo himmliſch und ſo ſchrecklich biſt!“ —
Der letzte Tageslaut verklang in dunkler Ferne;
Still wandelte die Nacht durch die Natur;
Wie Augen Gottes, ſahn die Sterne
Des Himmels nieder auf die Flur:
Da ſchlich Elpinor, wie zum Raube
Der Tiger ſchleicht, zur Roſenlaube,
Wo Holdy's Engel wacht — und fort
Aus der Natur ſcheint aller Zwiſt geſchieden;
Doch ſpricht ihr leiſes Friedenswort
In's tobende Gemüth Elpinors keinen Frieden;
Sein Innres brütet Unſchuldsmord.
Er naht der Laube ſich, wo durch das dunkle Schweigen
Ein ahnungsvoller Schauer rann:
Da weht es ihn, aus Holdy's Roſenzweigen,
Wie ſeufzendes Geflüſter an.
Er horcht — die Fromme betet für das Leben
Der Mutter, deren Troſt und Pflegerin ſie war
Und ſieh! vor dieſem frech entheiligten Altar

Ergreift den Sünder jetzt ein nie gefühltes Beben.
Ein Glanz der ſtillen Nacht durchzuckt den Fruchtbaum-Wald
Da ſchimmert durch die Laubenranken,
Die hin und her im Abendwinde ſchwanken,
Die ſchöne, betende Geſtalt.
Die Zweige, die den kleinen Tempel decken,
Wo fromm und heilig Holdy kniet,
Sie drohn dem Wüſtling Gottes Schrecken;
Zur Hölle wird um ihn die Gegend; — er entflieht.
Das Laſter flieht zu ſeinen Finſterniſſen,
Wenn ſich die Tugend naht. Was ihren Blick umflammt,
Iſt ein erſcheinendes Gewiſſen,
Das ſchweigend den Verworfenen verdammt.
Und nieder ſchlägt er vor dem Schweigen
Der Heiligkeit und Wahrheit ſeinen Blick.
Der gräßliche Tiber, nie kehrt er zu den Zeugen,
Die ſeine Schande ſahn, zurück.
Der Sünder fühlt zu tief, daß in dem hehren Blick
Der Tugend ſich ein Gott verkünde;
Ja, wenn ſie längſt ſchon, trauernd und verhüllt,

Aus einem Leben floh: dann hängt ihr helles Bild
Noch im Gefühl, und blitzt durch das Gebiet der Sünde,
Wie eine Glanzgestalt durch das Gebiet der Nacht.
Sie ist's, die schaudernd auf in Alexander wacht,
Wenn er den Mantel auf die Wunde
Des von ihm hingewürgten Persers deckt,
Der, würdiger, als er, aus seiner Todesstunde
Verzeihend noch die Hand nach seinem Mörder streckt.
Wir sehn den fürchterlichen Ueberwinder,
Der, mitten im Triumph, der jauchzend ihn umstürmt,
Wie angeschreckt von Gott, die Gattin und die Kinder
Darius — vor sich selbst — mit seinen Armen schirmt.
Das ist die Kraft, vor welcher zitternd
Die Heuchelei verhüllt ihr Opfer niederlegt;
Das ist die Kraft, womit erschütternd
Der hohe Mensch Tyrannen niederschlägt.
O, neige dich, Tyrann! vor einem Geist, der stärker,
Der mächtiger, als du, sein eignes Leben schafft!

Dein Thron iſt ein erhöhter Sitz im Kerker;
Du haſt Gewalt, die hohe Seele Kraft!
Ja, mächtig iſt der Glaub' an Tugend, dem die ſcheue
Von ihm ergriffne, Schuld vergebens widerſtrebt;
Und, o wie fürchterlich! wenn die Geſtalt der Reue
Vom Lager der Verzweiflung ſich erhebt,
Auf daß im Unrecht ſelbſt das Recht ſich uns verkünde:
Das iſt der Gottesdienſt, womit die Sünde
Die Tugend feiert, und erhebt.
Auch was in zartern Seelen lebt,
Erfüllt oft das Gemüth mit jenem Wehmuthſchauer,
Der, wie ein Ahnungstraum, in's innre Leben tritt:
Die Pſyche brachte dieſe ſanfte Trauer
Vom Scheidekuß der Götter mit.
Den frevelnden Odin verfolget dieſer Glaube;
Er wandert durch den Wald; um ihn iſt Nacht;
er lauſcht,
Und horcht erſchrocken auf, wenn tief im finſtern Laube
Ein unſichtbares Leben rauſcht.

Was flatterte? — Die Unſchuld einer Taube
Jagt Todesſchauer ihm in's Ohr.
Ihn faßt ein preſſendes Gezitter;
Aus ſchwarzen Grotten tönt es, wie ein Fluch, empor;
Es iſt, als murmelten ihm ſchlafende Gewitter
In Träumen ihre Donner vor.
Was macht die Phantaſie zum finſtern Zauberwerke,
Die Furcht zum Nachtgeſpenſt, das aus den Büſchen klagt,
Und auf den Hügeln wankt? Was iſt es, daß die Stärke,
Die keinen Gott bedarf, ihm ihren Muth verſagt,
Daß er vor luftigen Phantomen zittert?
Vor welchem Graun entflieht der prahleriſche Spott? — —
Es iſt die Geiſterwelt, die mächtig ihn erſchüttert;
Ihn ſchrecken Tugend an, Unſterblichkeit und Gott.
Die ſanftern Ahnungen der Geiſterwelt begleiten
Des innern Lebens Harmonie.
Zu Himmelsgeiſtern werden ſie

In dem Gemüthe, das ſie weihten.
Sie ſprachen uns mit leiſer Sympathie
Im Blick der Unſchuld an, die, gleich dem reinen Thaue
Der neu beſproßten Morgenaue,
Noch unbefleckt am jungen Leben hängt.
Wie heilig iſt die Welt, wo in dem zarten Kinde
Die reine Menſchheit dich umfängt!
Sieh deine Mali! — Noch hat nicht die Welt der Sünde
Sich zwiſchen ſie und Gott gedrängt.
O, mög' es in der Bruſt des Sünders warnend ſchlagen,
Der ſich mit frechem Thun dem zarten Knaben naht!
Der Kindesreinheit fehlt das Wort, ihn anzuklagen;
Ihr heilger Blick verurtheilt ſeine That!
Und, weh! kein Gott vermag, ihn zu erſtatten,
Den ſüßen Morgentraum aus einer Friedenswelt,
Der vor dem Schatten flieht, vor jenem ſchwarzen Schatten,

Der von des Sünders Haupt ins junge Daſeyn fällt.
Um unſer Leben wandeln Kinder,
Wie ſtumme Engel hin, an Lieb' und Unſchuld reich;
Der göttliche Prophet, der große Heilverkünder
Gebeut uns: „Werdet Kindern gleich;
Denn ihrer iſt das Himmelreich.“ —
Vergebens ſtrecken ſich — iſt er einmal geſchieden,
Der zarte, reine Kindesſinn —
Die Arme nach ihm aus, nach ſeinem ſüßen Frieden;
Der Engel iſt entflohn, ſein Himmel iſt dahin! —
Die Frevlerin dort hört die Wetterwolke ſchelten;
Sie faßt ein Kind, und wähnt ſich heilig überſchirmt. —
Du, Unſchuld, reiner Strahl aus beſſern Welten,
Um dich iſt Ruh, ob auch das Leben draußen ſtürmt!
Wer aber kann vom Graun der finſtern Schuld befrein?
Ein heiliges Gemüth iſt Licht im dunkeln Hain;

Wo Engel ſind, iſt Gott; und reine Seelen weihen
Den Himmel erſt zum Himmel ein.
Der Glaub' an Tugend iſt die ſanfte Purpurſtelle
Das friſche Morgenroth der neuen Tageshelle,
Das unſern innern Tag ergänzt,
Und leuchtender an ſchönen Seelen glänzt.
In dieſer Glorie ſtand Hehra's Seelenleben,
Wie eine ſelig heitre Flur,
Um welche Friedensgötter ſchweben.
Da war, von Ruh und Harmonie umgeben,
Nur Heiligung die waltende Natur.
Wo Hehra wandelte, da weihten
Die Grazien der Huld den lieblichſten Altar.
So wußte ſie um ſich den Himmel zu verbreiten,
Und wußte nicht, daß ſie ein Engel war,
Der, ſelber nichts verſchuldend, nichts bereuend,
Mit einem Blick, den holdes Mitleid näßt,
Sich dem Gefallnen naht, und ſanft und ſchön verzeihend,
Auf ſeinen Fehl den Schleier fallen läßt.
Ihr Rückſchaun war ein ſeliges Erinnern,
Das, wie ein ſtiller Gott, vor ihrem Geiſte ſtand,

Wenn ihre Ruhe ſie in ſich, in ihrem Innern,
Ihr Leben nur in Andern fand.
Wenn grauſe Stürme ſich durch ihre Tage riſſen:
Sie war ihr eigner Stern im Graun der Finſterniß;
Denn jegliches Gefühl war ein Gewiſſen,
War eine heitre Nemeſis.
Wo taumelt eine Seele durch Gefilde
Der Luſt, um die Betäubungsdüfte wehn?
Sie ſchau' in dieß Gemüth! ſie wird an Hehra's Bilde
Nicht ungerührt vorüber gehn.
Kind der Luſt, du leicht beſchwingte Seele,
Die durch lauter Roſenhaine fliegt!
Dein Gefühl iſt eine Philomele,
Welche ſich auf vollen Aeſten wiegt.
Zaubermächtig ſingen alle Räume
Deines Lebens deinen Frieden ein;
Deine Tage ſind entzückte Träume;
Du erwachſt; — und biſt mit dir allein!
Rauſche fort in bunten Wirbelreigen:
Nahe bleibt der Gott, den du entfernſt!
Schaue! hinter deinen Roſenzweigen,
Da, da ſteht des Lebens hoher Ernſt!

Was erheben ſoll, will nicht berauſchen;
Wie ein Geiſt in ſtiller Finſterniß,
Wird ein heilig Weſen dich belauſchen:
Fliehe nicht vor deiner Nemeſis!
Was leitet unſern Geiſt, wenn ſeines Pfades Krümme
Sich drängend hin durch Labyrinthe flicht?
Es iſt die Nemeſis, die wunderbare Stimme,
Die aus der Geiſterwelt zu ihm herüber ſpricht,
So ſiegend ſpricht, daß er nicht widerſtehen,
Daß ſich das Herz ihr nicht verſchließen kann.
Befremdet hört die Sinnlichkeit ſie an;
Und zagend ſchaun wir zu den Höhen,
Wohin die Stimme ruft, hinan;
Sie zeuget furchtbar laut von ihrer hohen Sendung,
Und fordert und verbürgt die ewige Vollendung,
Das große, wunderbare Seyn,
Wo jene freiern Seelen wohnen,
Die ſich mit unbefleckten Kronen
Der Heiligkeit des nächſten Himmels weihn.
Oft ſteht, uns mächtiger empor zu ſchüttern,

Weg-weisend ein erhabnes Leben auf,
Wie eine Gottheit in Gewittern.
Wir stehen da, wir schaun entzückt, allein mit Zittern,
Zur Tugendmajestät hinauf.
Voll Hoheit, und doch mild, ging ihr Gestirn einst auf,
Der größre Sokrates der Christen;
Er riß aus Trug und Wahn und aus der Erde Lüsten
Das hingetäuschte Volk herauf.
Erhaben ging er durch die Jubelrufe,
Wie durch den Priesterhaß, der lauernd ihn umschlich,
Mit einem Muth, der, selbst nicht vor der letzten Stufe
Zum Todeshügel, von ihm wich.
Sieh, welche Freiheit waltet um den Hohen!
Er fürchtet nicht den Haß der frevelhaften Macht.
Weiß er's, daß ihm so nah die Todesqualen drohen?
Wie stürzen hinter ihm und vor ihm die Heroen.
Mit ihren Thaten in die Nacht!

Konnt' er vor einem Erdgewitter beben?
Nichts fürchten und nichts achten konnt' er! —
Nur
Sein großes Ziel vermogt' er zu erſtreben;
Ein Weihaltar war ſein erhabnes Leben,
Auf den herab die Flamme Gottes fuhr.

Flamme Gottes iſt die Weihung,
Die um große Seelen ſchwebt,
Und zur kühnen Selbſtbefreiung
Jede Kraft des Geiſtes hebt.

Mag das wilde Schickſal walten:
Die erhabne Seele ruht,
Unter drängenden Gewalten,
Feſt auf ihrem Göttermuth;

Ringt ſich auf vom Druck der Wolke,
Den ihr Flügelſchlag beſiegt,
Wenn auf dem betäubten Volke
Zürnend das Gewitter liegt.

Wer, in ſolcher Hoheit thronend
Kühn es wagt, ſein Gott zu ſeyn,
Und, im eignen Himmel wohnend,
Keinen Himmel anzuſchrein:

Den umfeſſeln Zaubergaben
Eines reichen Zufalls nicht.
O, der Freie trägt erhaben
In der Bruſt das Weltgericht!

Inhalt

des ſechsten Geſangs.

Es waltet demnach eine zweifache Natur im Menſchen; und in dieſer Beziehung lebt er für zwei Welten: für die Sinnenwelt und für die Geiſterwelt. In jener entwickelt er ſich als Naturweſen; in dieſer reift er durch ſittliche Freiheit zur ſittlichen Freiheit. In jener iſt er leidend; in dieſer gilt ſeine That.

Daß er mit einer Kraft zu freierer That ausgerüſtet ſey, beweiſet im Allgemeinen ſeine Fähigkeit, dem Zuſammenleben und den Wechſelverhältniſſen ſeiner Gattung eine Verfaſſung zu geben. Roms Freiheit ging aus der Freiheit des Römers, nicht dieſe aus jener, hervor; und mit dieſer ſank jene darnieder. Die neueſten Erſcheinungen einer blutigen Anſtrengung menſchlicher Kräfte deuten mächtig den innern Freiheitsſinn an; ſie offenbaren

aber auch zugleich den Mißbrauch seiner Kraft, die sich von Leidenschaften fortreißen läßt. Der Abfall in die Gewalt der Leidenschaft setzet die Freiheit voraus. Wie weit wir in der Geschichte umher schauen mögen: wir finden uns überall in einem Gedränge schaudervoller, von niedern Antrieben herbei gestürmter, Begebenheiten. Und dennoch empört uns das Gewöhnliche; und doch träumen wir von dem, was unerreichbar ist. Aber hierin vernehmen wir die Stimme der gebietenden Vernunft, die uns zur sittlichen Freiheit beruft, und im innersten Bewußtseyn uns auffordert: das unverbrüchlich zu thun, was recht ist. Der römische Augustus, und Philipp von Spanien, der sehr lebhaft an den Tyrannen der neuesten Zeit erinnert, waren Beide mehr oder minder glückliche Völkerunterdrücker, Beide aber auch zugleich verbrecherische Sklaven ihrer Herrschbegierde. Arm und niedrig, ob sie auch einen Thron erränge, ist die List: erhaben und reich die Weisheit, oder das, dem Drange niedriger Antriebe widerstehende, freie Gemüth. Nur dieser Freiheitssinn ist vervollkommnungsfähig. Besonders im Kampfe mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, wo Versuchungen reizen, und rauhe Begegnisse schrecken, bewährt sich diese Freiheit. Man denke sie sich aus dem Wesen des Menschen hinweg: so erscheinet in ihm ein Geschöpf, welches nicht ein Räthsel, sondern ein Widerspruch ist mit sich selbst. Von den Forderungen der Tugend darf keine

Rede mehr ſeyn, und der Menſch tritt in dieſer Vorſtellung auf eine Thierſtufe herab, wo der Inſtinkt ihm entzogen iſt, der doch dem Thiere zu gute kommt. Das Thier irrt nie, gleich dem Menſchen, der, von Außendingen und innern Anregungen gedrängt, hin und her ſchwanket: ein Schwanken, welches ſich in ſeinen beſſern Entſchlüſſen, wie in ſeinen Mißwahlen, offenbaret.

Sein Daſeyn iſt ihm in ſeine Hände gegeben: er kann es von ſich werfen — ob er es ſolle: iſt eine andere Frage, deren Erörterung nicht hierher gehört — er kann es, weil er Menſch, weil er frei iſt. Eine Thatſache der höhern Freiheit iſt der Sieg, der für die Sache des Rechtes über die ſtärkſten Naturgefühle, und ſelbſt über den mächtigen Lebenstrieb errungen wird. Die mit der Vernunft in Einſtimmung gebrachten ſinnlichen Neigungen ſind eine liebliche Begleitung unſers Wandels: aus dieſer Eintracht allein tritt das wahre Leben, das Leben der Freiheit hervor, welches nicht gänzlich untergehen kann; ſeines Daſeyns Spuren mögen im Gemüthe unterdrückt, aber nie vertilgt werden: ſie kommen in den Augenblicken der zurückgewonnenen Ruhe wieder zum Vorſchein. Von der Höhe der Geiſtesfreiheit herab, wie klein, wie nichtig erſcheint aller Prunk der Zufälligkeiten des Lebens! Dieſe Freiheit iſt es, die den Menſchen, wenn er, den erhabenſten Auftritten der Natur gegenüber, wie in ein Nichts

sich verliert, kräftig erhebt. Erhebung ist das Wesen der Vernunft; und so wirft sie einen Siegerblick auf das sinkende Daseyn zurück, und umfaßt ihren Glauben, der die Tugend zum höheren, freieren Daseyn hinüber geleitet.

Sechster Gesang.

Freiheit. Wiedersehn.

Auf dieser Höhe, Freund, laß endlich deinen Späher
Vom Dießseit noch einmal in's heitre Jenseit schaun,
Dem müden Wandrer gleich, der, seinem Ziele näher,
Vom letzten Hügel blickt nach zwei bekränzten Au'n!
Auf dieser Höhe, wo der Weg sich scheidet,
Wo die Vergötterung des Zufalls sich entkleidet:
Hier ist es, wo das Reich der freien Kraft beginnt.
Mag die Naturwelt dort an Noth und Zwang erinnern:
Die Welt der Freiheit trägt der Mensch in seinem Innern;
Und Tugend ist der Freiheit Götterkind.

Dort iſt der Menſch ein Blatt, das ſich entfaltet,
Und grünt, und willenlos zerfällt;
Hier eine Kraft, die ſelbſtgebietend waltet,
Der Bürger einer Geiſterwelt.
Zwei Welten ſchlingen dann den wunderbaren Knoten
Des Räthſels, das verhüllt in unſerm Weſen liegt;
Und von der Welt der Kraft, zum Ringen aufgeboten,
Bewähret ſich der Held, ob er auch ſchwankend ſiegt.
Im Götterhimmel nicht, nur im Gebiet der Sünde
Stellt ſich die Tugend uns in ihrem Glanze dar.
Die Ruhe weicht dem Zwiſt, daß ſich die Kraft verkünde;
Des Zwanges Druck macht uns die Freiheit offenbar;
Er reißt uns in den Streit, aus welchem immer freier
Und immer ſiegender, die Kraft des Geiſtes tritt;

Des Feindes Macht verherrlicht erſt die Feier
Des Sieges, den der Held erſtritt.
Wir ſind nicht, um zu ſeyn; wir werden,
um zu werden.
Die Ströme rauſchen fort; die Sonnen und die
Erden,
Sie gehn nach ewigen Geſetzen ihren Pfad.
Kein Wollen dort — ſie ſind Im Menſchen
lebt ein Wille;
Er ſelbſt iſt ſein Geſetz, ein Sohn der eignen
Fülle;
Er iſt durch die Natur, und lebt durch ſeine That;
Wir werden das, was wir zu werden lernten;
Der Menſch iſt ſeine Frucht aus ſeiner eignen
Saat;
Was Menſchen ſäen, werden Götter ernten:
Gott ſpricht durch ſeine Welt, der Menſch durch
ſeine That.
Drum, wo wir ſtehn: wir ſtehn an einer
heilgen Stelle,
Die zu dem ſeligen Beruf uns weiht,
Zu ſchöpfen aus der reinen Quelle
Der freien Lebensherrlichkeit.

Die Quelle wird zum Strom, und was an ihm gedeiht,
Zum Leben hier gedeiht, geht nicht in ihm verloren;
Er trägt es hin zu einem ſichern Port. —
Vermittlerinnen ſind die Horen.
So wunderbar wird aus dem Hier das Dort
Mit Mutterähnlichkeit geboren.
Das Daſeyn iſt ein unbebautes Land,
Vom Lufthauch überweht, vom Sonnenſtrahl umlodert;
Und dieſe todte Wildniß fodert
Das Leben erſt von unſrer Hand.
Wer Daſeyn nur begehrt, den ruft vergeben'
Der laute Stundenſchlag zum heiligſten Gewinn;
Er lebt vom bloßen Pflichttheil ſeines Lebens,
Und giebt die volle Erbſchaft hin.
Er ſchleppt, des Staubes Unterjochter,
Ein wenig Staub, durch Raum und Zeit.
Nur Thätigkeit, entſchloßne Thätigkeit,
Die heitre, freie Lebenstochter,
Sie hält ihn feſt, den Geiſt der Stunden, die entflohn.

Wie jene Göttin ihren Sohn,
Taucht ſie das Leben in die Fluten
Der weihenden Unſterblichkeit;
Sie macht zur Ewigkeit die Zeit,
Und rettet ſterbende Minuten.
So laß dann in der Gegenwart
Die hehre Zukunft uns umfangen!
Sie waltet hier ſchon, wo die Seele, noch befangen
In einem engen Kerker harrt,
Der höhern Freiheit harrt, zu welcher wir berufen
Und innig eingeweihet ſind;
Der Freiheit, welche hier auf den Vollendungsſtufen
Der Erdenpilgerſchaft beginnt.
Zum freien Manne reift das Kind.
Einſt herrſchte wild der Trieb; er brauſte durch die Kreiſe,
Durch's immer weitere Gebiet des Lebens hin,
Und der Inſtinkt gebot; doch regte leiſ' und leiſe
Sich in der Willkühr ſchon der ſanftre Menſchenſinn.
Und aus der Willkühr trat der Wille

Doch, was empört ein Volk, dem Herrſcherthron zu fluchen?
Was reizt die Wuth, daß ſie das Heiligſte nicht ſchont,
Daß ſie das graue Recht entthront?
Die Freiheit, die wir draußen ſuchen,
Und die in unſerm Innern wohnt.
O Gallien, du haſt umſonſt geſchworen,
Ein freies Volk zu ſeyn! umſonſt geſtürzt den Thron!
Die Freiheit, welche du zur Göttin dir erkoren,
Aus nervenloſer Bruſt war ſie ſchon längſt entflohn!
Vollendet waltet ſie in jenem Urgebilde,
Das vor der Ahnung ſchwebt; und unſer Geiſt empfing
Nur einen leiſen Strahl aus ihrem Lichtgefilde,
Der, wie ein Mond, hier auf in unſerm Leben ging.
Dort leuchtet ſie aus ihrer höchſten Fülle,
Wie auf ein weites Meer das Sonnenlicht, herab.
Auf dieſem Meer — es iſt des Menſchen Wille —
Wogt Tod und Leben auf und ab.

Sanft wallend nimmt es das, mit dem azurnen
Schleier
Umwebte, Bild des reinen Himmels auf;
Dann aber ſteigen Ungeheuer
Aus ſeinem tiefen Schooß herauf.
Weit ſchattende Geſtalten ſchreiten
Aus dieſem Meer hervor — es ſind die Zeiten —
Sie treten auf: hier Altes zu erneun,
Dort neues Heil und Unheil auszuſtreun.
Bald ſäuſeln ſie durch die Olivenblätter,
Die aus des Friedens Kranz holdſelig niederwehn;
Bald rauſchen ſie dahin, wie dunkle Todesgötter:
Und Völker müſſen untergehn.
Ich ſchau' hinaus — und, ach! von öden
Fluren
Begegnet meinem Blick ein dunkler Geiſt,
Ein Schatten, welcher Elend heißt,
Ein Nachtgeſpenſt, das auf die Spuren,
Wo die Verheerung zog, mit Graun hinunter
weiſt.
Dort weiſt es hin dort rauchen noch die Trümmer
Des Waldes, den die Flamme fraß!
Ich horche hin — und ſeufzendes Gewimmer

Umklagt die Stellen jetzt, wo einſt der Friede ſaß.
Der Frühling kehrt zurück zu ſeinem Traubenhügel.
Kennt er die Stätte noch? Der Raum iſt öd' und ſtumm!
Da zog ein Rauchgewölk mit ſchwarzem Rabenflügel;
Da riß die Wuth den Heerd der kleinen Laren um!
Wo zwiſchen Lindengrün, wie unter Friedenspalmen,
Ein Tempel Gottes ſich erhob,
Da iſt kein Sabbath mehr, und keine Feierpſalmen
Verkünden dort des Weltengeiſtes Lob!
Ach! welcher Gott verhing der Erde dieſe Strafen?
Kein Gott! der Menſch — ſein Wahn ſchuf dieſe Wüſtenei'n.
Den Menſchen drängt der Menſch. Wer wird den armen Sklaven
Der wilden Leidenſchaft befrein?
Weh! mich ergreifen alle Schauer
Der Gegend, wo der Friede ſchwand!
Laß los! O, laß mich los, du Bild der Trauer!

Du, Hoffnung, reich' mir deine Engelhand,
Und führe mich durch ſanftre Gänge,
Dahin, wo Liebe wohnt und Friedenslüfte wehn;
Und laß kein anderes Gepränge,
Als das Gefolg der Menſchenhuld, mich ſehn!
Und du, Gerechtigkeit, zerbrich die Scheidewände!
Verbanne den verruchten Geiſt,
Der wild und grauſam die verſchlungnen Hände
Der Menſchen aus einander reißt!
Gieb, daß der Hüttner dießſeit ſeines Fluſſes
Den Hüttner jenſeit lieben darf;
Und donnre mit dem Fluch des Blutvergueſſes
Den Fürſten an, der kalt ein Friedenswort verwarf!
Schau hin! wie tief dein Blick in die Vergangenheiten
Hinunter ſpäht: aus jeder Wüſte ſtarrt
Dich noch ein Denkmal an von ſchaudervollen Zeiten,
Und Zukunft iſt ein Kind der Gegenwart.
Was immer war, wird immer ſeyn hienieden:
Warum empört uns noch die grauſe Heldenzunft?
Warum begeiſtert uns, wie Frühlingswiederkunft,

Der ſüße Traum von einem ew'gen Frieden? —
Das iſt die Stimme der Vernunft,
Die nimmer ſchweigt, die, trotz dem wilden Rufe
Der Sinnenreize, frei uns werden hieß.
Wir ſtehn hier auf der erſten Stufe,
Wo ſeiner Vormundſchaft uns der Inſtinkt entließ,
Und unſern Lebensgang an die Vernunft verwies.
Wohl oft beſpricht, im Druck und Drang des Lebens,
Die Stimme der Vernunft vergebens
Den, ſeiner unbewachten Haft
Entrißnen, Sturm der Leidenſchaft!
Da ſtürzet dann der Menſch in frevelndes Beginnen!
Wie unaufhaltſam ſtürzt er dem Verbrechen zu,
Wenn Aufruhr iſt in allen Sinnen,
Wenn Sturm von außen, Sturm von innen
Das Leben aufjagt aus des Lebens Ruh! —
So wär' im warmen Blut ein Funken Lebensfeuer
Mehr oder minder, jene Kraft,
Die aus dem Menſchen dort ein Ungeheuer,
Und hier ein menſchlich Weſen ſchafft? —
O das ſey fern! — Du hörſt den Donner rollen:

Sein Flammenzorn iſt ſich des Zornes nicht bewußt.
Natur heißt ſein Geſetz; nur in des Menſchen Bruſt,
Da herrſcht ein Selbſtgebot, ein Geiſt, ein eignes Wollen.
„Wie?“ fragſt du klagend, „iſt das Loos des Menſchen Krieg?
Daß nimmer Frieb' um ihn, nicht in ihm Friede walte?“ —
Der Kampf iſt ſein Geſchäft, daß ſich die Kraft entfalte;
Beruf zu ſchwerem Kampf iſt Ruf zu größerm Sieg.
Sieh dort die heiligen Bekenner
Des chriſtlichen Paniers auf Felſenboden ſtehn!
Kein Sturm der Wuth kann ſie darnieder wehn;
Sie ſtehn auf ſich, die hohen, freien Männer! —
Was Menſchen konnten, kann der Menſch der freien Kraft:
Der Marter trotzten ſie — wir nicht der Leidenſchaft?

Der Sturm des Lebens, Freund, trägt Kronen
auf den Schwingen,
Und führet über unſerm Haupt
Hinweg den Siegerſchmuck, ſo wir ihn nicht er-
ringen.
Wer ſich der Kraft im Dienſt der Schwäche
nicht beraubt,
Und vor dem Kampfe mit ſich ſelbſt nicht zittert,
Nur der iſt frei — frei, wenn er unerſchüttert
Verwirft, was die Vernunft verwarf.
Die Thorheit wähnt ſich frei, wenn ſie das Unrecht
darf.
Das Unrecht dürfen, und nicht wollen;
Es fliehn, auch wenn es leuchtend glänzt:
Das iſt der hohe Sieg, nach dem wir ringen ſollen,
Ob ihn auch keine Hand bekränzt.
Wohl reizend iſt es, hoch im Licht einher zu
wandeln,
Vergöttert da zu ſtehn vor ſeiner Welt;
Doch leichter iſt es, groß, als recht zu handeln.
Dort ſiegt der Ruhm, hier ſiegt der Held.
Der eitle Wahn küßt ſeine goldnen Ketten;
Das Reich der Kraft iſt ihm ein fremdes Land.

Der freie Geiſt wird ſeine Tugend retten,
Und fiel ihm auch darob das Leben aus der Hand.
Nur Recht thun, und nichts anders wollen,
Iſt, Tugend, dein Geſetz, und heilig iſt die Pflicht.
Mag uns das Rad des Schickſals niederrollen:
Die Welt in uns berührt es nicht.
Die Liſt kann einen Thron erringen;
Es ſey die Huldigung der halben Welt ihr Raub!
Wie niedrig flattern ihre Schwingen
Im Dienſt der Sinnlichkeit um einen Hügel Staub!
Octavius entrann der Tyrannei des Feindes;
Wird er der Tyrannei, die in ihm tobt, entgehn?
Sie ſchreit ihm zu: „Verkauf das Leben deines Freundes,
Um auf dem Nacken Roms zu ſtehn!“ —
Er ſträubt ſich noch; er kämpft noch, ihn zu retten;
Jedoch die Herrſchaft hält ihn feſt an ihren Ketten:
Und Tullius muß untergehn!
Iſt denn Auguſt ſo arm, daß er, zu ſeinem Glücke,

Die sieben Hügel braucht? — Er opfert fremder Wuth
Sein heiligstes Gefühl; mit weggewandtem Blicke
Vergießt der feile Sklav der edeln Römer Blut.
Noch elendvoller ließ dort Philipp, aus den Hallen
Der Macht, sein Herrscherwort von Thal zu Thal,
Von Fels zu Felsen hin, durch Meer und Länder schallen.
Gebietend leuchtete, mit hellem Doppelstrahl,
Ein zwiefach Diadem an seinem Haupte! —
Sein Auge nie in Ruh! sein Antlitz kalt und bleich!
Er, der sein Volk erdrückt', und fremde Freiheit raubte,
Er raubte Völker arm, und raubte sich nicht reich,
Es liegt, wie Mitternacht, Mord liegt auf seiner Seele,
In der, wie ein Gespenst in einer schwarzen Höhle,
Der Geist der Sünde schleicht; der Finstre horcht und lauscht
Auf jeden Schmeichelton, der seine Qual berauscht. —

Mag er mit Majeſtät und Schrecken ſich umpflanzen:
Er iſt ein Sklav der Furcht, wie hoch er ſich auch ſtellt.
Er baute ſelbſt, aus ſtarren Lanzen,
Den Kerker auf, der ihn gefangen hält.
Da ſchleudern Furcht und Wuth, aus einer engen Ritze
Der Eiſenmauer, ſcheu, verderbenvolle Blitze
Hinaus in die, von ihm getrennte, Welt.
Ob auch das Glück an ihn ſein Füllhorn ganz vergeude:
Die Wonn' entflieht aus ſeiner öden Bruſt.
So elend iſt die Macht! Doch er gebietet Freude —
Erwärmte ſein Gemüth der Taumel fremder Luſt? —
Betäub', entzück' ihn dann der Siegespomp! — Ein dumpfes,
Verwünſchendes Geheul durchſchreit, empört,
Die raſende Vergöttrung des Triumphes,
Die er — damit er ſich nicht höre — gierig hört.

Erſchrocken iſt er, mit ſich ſelbſt zu ſprechen;
Das Unheil ſtößt ihn fort; kein Ausweg iſt mehr
ſein;
Ihn faßte, mit der Hölle Pein,
Ihn faßte das Gericht, zu ewigem Verbrechen
So rettungslos verdammt zu ſeyn.
Ha! welcher Fluch verſchwur ihn dem Verhängniß?
Nach Freiheit athmet er. Er flieht — wohin er
tritt:
Das kalte, eiſerne Gefängniß
Der Lanzenwache nimmt er mit.
So fürchterlich allein, trotz ſeinem Dienerſchwarme!
O, keine Bruſt, an der ſein ſtarres Herz er-
warme! —
Auf! lüge dann, du ſtolze Leidenſchaft,
Ihm Hoheit vor und Macht! — die hunderttauſend
Arme
Von Sklaven nennt er ſchon vermeſſen ſeine
Kraft. —
Treu, wie die Tugend, hält der Frevel ſein
Verſprechen;
Was Leidenſchaft geſä't, gedeiht nur im Ver-
brechen;

Und aus Verbrechen reift die innre Sklaverei.
Wenn er kein Weiſer iſt, ſo iſt kein König frei.
Die innre Hoheit lebt von ihrer eignen Fülle;
Sie ſelbſt, und nur ſie ſelbſt, iſt ihr Gewinn.
Die Weisheit iſt, wie ſtill ſich auch ihr Gang verhülle,
Reich von Geburt; die Liſt iſt eine Bettlerin!
Laß immerhin die Grübler ſtreiten!
Wer recht thut, der iſt frei, um, zwiſchen Schmerz und Luſt,
Zur Freiheit kämpfend fort zu ſchreiten.
Dieß zeugt das Hochgefühl in jeder Menſchenbruſt;
Und dieſes nur bedarf der Pflege,
Nicht jener Trieb, der ſucht, was die Natur verheißt.
Recht hat der Sinnentrieb, recht thun geziemt dem Geiſt:
Der Halbgott ſteht am Scheidewege.
Nimm weg die freie Kraft — und wag's, den Friedensbruch,
Der ewig uns mit uns entzweiet, zu entwirren!
Dann iſt der Menſch ein Widerſpruch,
Ein Thier iſt er, und doch verdammt zu irren!

Dann ſprich, was will das gaukelnde Phantom
Der Tugend dort, mit ſeiner Schattenwürde? —
Und warum folgen wir nicht ruhiger dem Strom
Der Dinge, der uns trägt, wie eine leichte Bürde?
Das Thier weiß, was es will; der Herr des Thieres nur
Betritt mit ſchwankem Fuß die Pfade, die er wandelt.
Warum? — Es iſt der Menſch, der in dem Menſchen handelt;
Im Thiere waltet die Natur.
Das Thier lebt immer jetzt, der Menſch lebt immer künftig.
Das Thier iſt halb vernünftig durch Inſtinkt;
Indeß der Menſch, halb unvernünftig
Herab von ſeiner Würde ſinkt.
Die Weltnatur iſt nie mit ſich im Widerſtreite;
Doch warum iſt der Menſch von heute
Nicht mehr der Menſch, der er noch geſtern war? —
Die Freiheit leuchtet dunkelklar
In ſeinem Willen auf; er will und will doch nimmer.

Das kaum gewählte Hier verwirft er, wählt das Dort;
Der Wahrheit folgt ſein Geiſt, ſein Herz dem eiteln Schimmer;
Ihn drängt der Schmerz, ihn lockt die Wonne fort.
Verdräng' ihn auch der Schmerz, verlock' ihn auch die Wonne:
Nie gänzlich wird in ihm die freie Kraft verdrängt;
Nein! dieſer Mond, der tief im innern Leben hängt,
Verfinſtern mag er ſich: ihn findet ſeine Sonne.
So ward dem Menſchen dann ein freier Lebensſinn;
Was um ihn iſt, es ward dem Daſeyn hingegeben;
Nur an den Menſchen gab das Daſeyn ſich dahin.
Es iſt der Freiheit fürchterliches Streben,
Das im Gefühl gedrückter Ruh erwacht,
Und plötzlich aufſpringt, und das Leben,
Wie Bandenoruck, hinſchleudert in die Nacht.
Den edeln Jüngling Bion drängte
Sein Wüthrich hin zu einer Miſſethat.

Und als ſie ſchwarz vor ſeine Seele trat,
Das Daſeyn ſich um ihn verengte,
Kein Retter ſeine Hand ihm bot:
Da blitzt' es auf in ihm, ein Leben weg zu werfen,
Das eine Schandthat zu beflecken droht.
Es ſauſt ein Sturm durch alle ſeine Nerven;
Das Leben kämpft; er wählt, verwirft, und wählt den Tod.
Doch will er nicht zu raſch hinaus in's Dunkel greifen;
Nicht Stürme ſollen ihn darnieder wehn;
Drei Tage ſoll die That in ihrer Knoſpe reifen;
Entſchloſſen will er untergehn.
Die dritte Nacht erſcheint, ſchwarz wie die dunkle Pforte,
Der ſich der Jüngling kämpfend naht.
Sein Tagebuch verrieth die letzten Worte,
Womit er ſeinen finſtern Weg betrat.
Es rieſeln ſchaudernde Gefühle
Kalt durch ſein Herz. Er blickt in die Natur.
„Noch ein Mal" — ruft er aus — „hebt aus dem Flutgewühle

Des Lebens ſich mein Haupt, und weg iſt meine Spur!
Zum letzten Male dann, ihr ſchönen Himmelsgloben,
Zum letzten Male ſchaut zu euch hinaus mein Blick!
Der Weltengeiſt, der liebend euch dort oben
An ſeinem Herzen trägt, ſtößt mich auch nicht zurück.
Nichts konnte von der Schmach mich retten,
Nichts, als die Flucht in's ſichre Grab.
Noch ſchuldlos, werf' ich meine Ketten,
Natur, auf deinen Schooß hinab
Bedecke, Laub der wilden Neſſel,
Ein dunkles Leben, voller Schmach!
Bedecke ſtill die That, die eine harte Feſſel —
Verzeih, o Gott! — zu früh zerbrach!
Ich zaudre noch? Schon iſt die Mitternacht vorüber;
Und immer zaudr' ich noch? — Der Tod — ein finſtres Wort!
Ach! fiele noch ein Mal vom ſtillen Oſten dort
In meine Seel' ein Morgenblick herüber!

Vielleicht — vielleicht — — Sey ſtark, mein Geiſt!
wir müſſen fort!" — —
Den Kampf der Freiheit ehrt, müßt ihr die
That auch tadeln!
Sagt, ob ihr ihn verdammen dürft,
Ihn, der im Drang, ſein Leben zu entadeln,
Es rettend in den Arm des Todes wirft!
Das Daſeyn fiel uns zu; die Freiheit wird
errungen,
Von der die Tugend lebt. Die Geiſtesfreiheit
ſiegt,
Beſiegt den Lebenstrieb, wenn Hehra, ganz durch-
drungen
Von ihrer Mutterpflicht, zu Mali's Rettung fliegt.
Du bebſt, du ſchauderſt noch vor jener Uferſtelle,
Wo kühn hinab die ſanfte Hehra ſprang,
Und mit dem Tod' und der empörten Welle
Um ihre Mali kämpft', und zitternd ſie errang.
Die Geiſtesfreiheit ſiegt: ein Brutus hört die
Töne
Der flehenden Natur, doch er erhört ſie nicht.
Er fühlt die ſüße Pflicht, und folgt der höhern
Pflicht,

Wenn er, mit naſſem Blick, am Blutaltar die Söhne
Den fordernden Geſetzen opfern läßt. —
Die Geiſtesfreiheit hebt den Schwung der großen Seele;
Sie feiert in der Nacht der dunkeln Kerkerhöhle
Des Sokrates ein lichtes Götterfeſt.
Es iſt nichts Heiligers und Schöners,
Als ihr Triumph im Kerker des Atheners.
Wie ſanft verwarf der Weiſe Kritons Rath,
Der mit dem Wink zur Flucht in ſeinen Kerker trat!
„Das Leben, Kriton, wird zu theuer
Dem Unrecht abgekauft. Der Tod iſt ein Befreier;
Und Ketten trägt die Frevelthat.“ —
So ſpricht der Mann der Kraft, der ſich den Göttern naht.
Wie laut und wüthend auch die Schlangen draußen ziſchen:
Um ihn iſt alles ſtill, um ihn iſt Licht und Ruh.
Sein Geiſt iſt frei; den friedlichen Gebüſchen
Elyſiums fliegt ſeine Seele zu.

Die Freiheit der Vernunft ist unser wahres Leben.

Zur Führerin ist sie, und zu Begleitern sind,
Durch dieß verschlungne Labyrinth,
Uns freundliche Gefühle mitgegeben.
Wenn Hoheit unsern Busen hebt:
Dann strömen sie die Glut auf unsre Wangen;
Oft aber fallen sie gefangen
In Netze, die der Reiz der Sinne webt.
Sie dürfen die Vernunft nicht niederschwärmen,
Sie dürfen nur den Keim der Edelthat
Empor zur vollen Reife wärmen;
Und lieblich blüht um sie die heitre Lebenssaat.
Wo ihre Wärme fehlt, da ist die Gegend öder;
Die Distel wuchert nicht hervor;
Doch auch kein Fruchtbaum reift, und die erhabne Ceder
Hebt nie darin ihr Kronenhaupt empor.
Gefühle tanzen gern, im holden Zauberschimmer
Der Phantasie, mit unserm Herzen hin;
Allein die ernstere Vernunft sey immer
Die richtende Gebieterin,

Ihr freies Machtgebot der Leitstern, der uns führet!
Die ganze Menschlichkeit in uns vereine sie
Zu einem Lautenspiel der Lebensmelodie:
Dieß ist das Königthum, das der Vernunft gebühret.
Im Menschen wallt und wogt die Flut der Leidenschaft,
In sanft umgrüntes Ufer hingebettet.
Auf einer Insel thront, mit Herrscherwürd' und Kraft,
Die frei gebietende Vernunft, hinaufgerettet,
Zu überschauen dort die Flut und ihren Lauf.
Da herrsche sie herab von ihrer Inselhöhe!
Da herrsche nie die wilde Flut hinauf!
Denn Wehe der Vernunft, und ihrer Freiheit Wehe,
Wenn jener Wogendrang, empört und ungehemmt,
Das Ufer niederbraust, und die geweihte Höhe
Der unbewachten Insel überschwemmt!
Doch das Vernunftgesetz tritt bald mit hellen Spuren,
Wie eine Säulenschrift, hervor.

Die unter Trümmern ſich verlor.
Den Aufruhr drängender Naturen
Hat über ſie hinweg die wilde Zeit geſpühlt.
Verſchütten konnte ſie die Schrift, doch nicht verdrängen.
O, die Erhabenheit begeiſtert zu Geſängen!
Wie tief hat ſie das Volk der Lieder einſt gefühlt!
Vom Traum der Sinnlichkeit geſchieden,
Und innig doch mit ihm vermählt,
Umſtürmt mit ihrem Kampf, umſchwebt mit ihrem Frieden
Die hohe Göttlichkeit den mächtigen Alciden,
Dem ſie die Bruſt zum Hyderkampfe ſtählt.
Mit dem Hochgefühl des Sehnens,
Das zu Götterthaten weiht,
Flieht der hehre Sohn Alkmenens
In den Schooß der Einſamkeit.
Tief im Herzen warme Schläge,
Fühlt er, was er ſoll und will;
Und an einem Scheidewege
Steht er, ſinnend, plötzlich ſtill.
Dunkler jetzt, und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor.

Ahnungsvoll, und ſchnell und ſchneller
Wallt ihm hoch das Herz empor.
Wird ein Wunder ſich entfalten?
Iſt ihm eine Gottheit nah?
Zwei erſcheinende Geſtalten
Stehn vor ſeinem Blicke da.

Eine der Geſtalten leuchtet,
Wie der friſche Blumenring,
Der, vom erſten Thau befeuchtet,
Um die junge Tellus hing.
„Siehe!“ ſprach ſie, „was die Erde
Süßes hat, ich weih' es dir,
Sohn des Himmels; aber werde
Mein Getreuer, folge mir!“ —

Zauber ſprühn aus ihren Blicken;
Und ein weicher Schlummerduft
Trägt ein taumelndes Entzücken
Um ſie her im Hauch der Luft.
Halb dem Zauber hingegeben,
Hat der Jüngling kaum Gewalt.
Seine Blicke zu erheben
Zu der ſtillern Huldgeſtalt.

Ruhig naht sie, wie der Friede:
Aber wie mit Schmach bedeckt,
Fühlt sich zitternd der Alcide
Von der Tugend angeschreckt. —
„Keine Freuden goldner Tage,"
Spricht sie, „kann ich dir verleihn.
Rette, kämpfe, dulde, trage!
Deiner würdig, bist du mein.

Siegen ziemt dem Göttersohne;
Sich besiegen aber weiht
Ihm die höchste Strahlenkrone
Himmlischer Unsterblichkeit." —
Und der Jüngling — schöner blühend
Stand er da vor der Natur,
Als er heilig sich und glühend
In die Hand der Tugend schwur.

Seine eigne Flamme dämpfend,
Willig Schwächern unterthan,
Geht der starke Sieger kämpfend
Seine große Heldenbahn.
Ungeheuer kämpft er nieder;
Aber seinem Frieden droht

Eine fürchterlichre Hyder,
Als in Lerna's Sumpf, den Tod.
Ach, daß ihn die Tugend warne!
Weh! der freie Sieger fällt
Ueberwunden in die Garne,
Die der Reiz der Luſt ihm ſtellt
Friede noch; allein Jole
Tritt ihm in den Helpenlauf,
Und er opfert dem Idole
Seine ganze Hoheit auf.
Wie ein Blitz aus heitrer Bläue,
Stürzt herein das Mißgeſchick.
Grauſe That und Schmach und Reue
Hängen an Jolens Blick.
Sieh! er reißt ſie, ohn' Erbarmen,
Mit Verrath und Meuchelmord,
Aus des grauen Vaters Armen,
Aus des Bruders Armen fort!
Plötzlich fällt die Eumenide
Des Gewiſſens ihm an's Herz;
Und der ſüße Lebensfriede
Wandelt ſich in wilden Schmerz.
Schrecklich raffe er ihn zuſammen,

Seines Geiſtes letzten Schwung;
Auf dem Orte in den Flammen
Büßt er die Entgötterung.
Und der Gott erringet wieder,
Was der Erdenſohn verlor;
Die Verſchattung ſinkt darnieder,
Die Verklärung ſtrahlt empor.
Schon der letzte Seufzer dringet
Aus der Sterblichkeit herauf,
Und die freie Seele ſchwinget
Sich in's Reich der Tugend auf.
So furchtbar dämmert durch die Hülle
Der Sterblichkeit die Götterſpur,
Das Licht der tiefen Seelenfülle,
Der Glanz der höheren Natur.
Dem Blicke, welcher ſich an dem erhabnen Schimmer
Der Geiſtesfreiheit ſelig ſchaut,
O! wie erſcheint ihm hier das Bild der bunten Trümmer
Womit das Glück ein Glück zuſammenbaut!
Der Thronkoloß ſtürzt ein zur grauen Schäferhürde,

Zum Knabenbau von heut, der morgen ſchon zerfällt!
Ja, blick' in die Natur, in ihre große Welt,
Und fühle dich in deiner Geiſteswürde
Hoch über ſie hinaus geſtellt!
Der Tag verſchied, er ging verſtummend unter;
Groß iſt die ſtille Welt, die hinter ihm erwacht.
Nun tritt hinaus in dieſe dunkle Pracht!
Wie feierlich iſt ſie! wie heilig! Schau hinunter
In dieſe tiefe Herrlichkeit der Nacht,
Durch welche Sonnen hin, wie Strahlengötter, wandern!
Schau, wie das funkelnde Gewölbe dich umfängt!
Und wie von einem Pol zum andern
Die goldne Weltenkette hängt!
Die Glanzgeſtalten ziehn ſtill feiernd auf und nieder.
Mißt hier der Raum den Raum? zählt Stunden hier die Zeit?
O, ſtaun' empor! Die Weltunendlichkeit
Streckt tief in's Ewige hinaus die Rieſenglieder!
Siehſt du den Menſchen noch vor dieſer Flut des Lichts?

Dieß Anſchaun drückt, wie eine Bürde,
Den Menſchen nieder in ein Nichts.
Was hebt — was rettet ihn? — Die hohe Geiſteswürde,
Die ſtark umfaßt, was ſie erkor,
Hebt über Welten ihn empor.
Sie ſind die Kette der Naturgewalten,
Und ihr Beruf iſt: zu entfalten
Das weite Labyrinth der reichen Aetherflur,
Durch welche freie Geiſter wandeln.
Der Menſch iſt ſelbſt ſein Gott, und ſein Beruf iſt: Handeln.
Das Leben der Vernunft, der Freiheit helle Spur,
Berechtigt ihn, ſein Haupt ſo hoch empor zu heben.
Verwandlung ward der Weltnatur,
Erhebung der Vernunft gegeben.
Wenn tief, und tiefer ſchon des Lebens Sonne ſteht:
Dann rettet die Vernunft aus den zerſtörten Lauben,
An denen ſchon die Zeit den letzten Kranz verweht,

Sie rettet ſich hinauf zu ihrem Glauben,
Der, wie ein junger Held, durch die Verwüſtung geht,
Und zu der Tugend ſpricht: „Dein Kranz wird nicht verwehen;
Du bleibſt, ob hinter dir dein Schatten auch verſchwand.
Die Tugend kann nicht untergehen,
Die werth des Himmels iſt, und keinen Himmel fand.“ —

Tritt hin zur feierlich-geheimnißvollen Pforte,
Von Hehra's Hingang leuchtend noch erhellt!
Da tönen noch die ſeelenvollen Worte:
„Zum Wiederſehn ſey mir gegrüßt, du Geiſterwelt!“ —
Dieß war der letzte Ton von einem ſchönen Liede
Das in der zarten Frühlingsblüt' entſchlief.
Es war, als ob ein Engeltag verſchiede,
Der ſanft in ſeine Ruh' die Abendſtille rief. —
Es werde hell um die geliebten Trümmer,
Und träumend ſinke die Erinnerung,
Wie eine weiße Nacht voll Mondenſchimmer,
Auf jede Stelle deiner Huldigung!

Laß die Vergangenheit — und ob dein Herz auch
brechе —
Mit allem, was ſie war, o laß ſie auferſtehn,
Daß jeder Nachhall auch zu deinem Herzen ſpreche:
„Die Tugend kann nicht untergehn!“ —
Und führe mich durch all' die reichen Blütengänge
Des ſchönen Lebens hin, das ſelig dich umfing!
Es töne, wie ein Laut verhallender Geſänge,
Wo eine ſchöne That in ihrem Kranze ging!
Die Ruhe ſchwebe dort, wo Hehra zu dem
Harme
Den Frieden in die Hütte trug!
Und heilig ſey der Raum, wo ſie die offnen Arme
Der Rettung um das tief verirrte Mädchen ſchlug;
Der Hügel ſey geweiht, wo, ſanft von Licht-
gewölken
Umleuchtet, Hehra ging! geweiht das Ufergras,
Wo ſie, umblüht von jungen Angernelken
Und holden Engelkindern, ſaß!
Und wo ſie betete, da winden Epheuranken,
Zur Tempelwölbung, ſich am Lindenſtamm hinauf!
Da ſchreck' ein tiefes Graun erſchütternde Gedanken
An Gott und Ewigkeit im frechen Sünder auf!

Dir aber säuſle von der Lindenkühle
Der Friede zu, der ſich in Hehra's Seel' ergoß,
Wenn die Begeiſterung erhabner Gottgefühle,
Wie Harfenlaut, von ihren Lippen floß!
Ihr ganzes Leben war die ſanfte Aeolsharfe,
Worin ein zartes Himmelsecho ſchlief;
Ein Lautenſpiel, aus welchem ſelbſt das ſcharfe,
Verwüſtende Geſtürm noch Harmonieen rief.
Und ihr Verſtummen — welch ein ruhiges Verſchweben!
O, ſanft entſchlief ihr Tag; er hatte ſchön gewacht!
Ein Genius — es war ihr Leben —
Trat leuchtend hin in ihre Nacht.
Du ſahſt es, wie vor ihm die Pforte
Des Todes ſchimmerte. Er nahte, wie die Ruh,
Und lächelte, und ſprach geweihte Worte,
Sprach einen Engel ſeinem Himmel zu.
Gefeiert ſey, vor allen Tempelſtellen,
Der Hügel, wo ſie ruht, in ſeiner Roſenluft!
Ein Himmelsahnen weht in jenem Lindenduft.
O ſieh! der Raſen bebt, als ſchlüg' er Blumenwellen

Empor an die geweihte Gruft.
Und jener Abend, den die Sommerblüte ſchmückte,
Der, wie ein ſchlafender, bekränzter Tag,
Auf deſſen Antlitz noch ein blaſſes Lächeln zückte,
Sanft der Natur im Arme lag,
Der Sternenabend — ernſt, wie das beſeelte Schweigen,
Und herrlich, wie vor Gott verklärte Geiſter ſtehn,
Blickt er die Schatten an, die aus den Trauerzweigen
Auf Hehra's Hügel niederwehn.
Vor ihm, vor dieſem ernſten Zeugen
Befrage dich: Was willſt du wiederſehn?
Die Schatten ihrer Seelengüte?
Den Blick, voll Huld und Licht? das Wangenroth, das zart
Aus einem innern Lenz herüber blühte,
Aus dem Gefühl, das von der Ahnung glühte,
Vor welcher ſich der Geiſt der Zukunft offenbart? —
O, alles dieß ſind Erdengaben!
Ein feiner, innrer Sinn, der hier begraben
In tiefer Hülle lag, wird glorreich auferſtehn.
Wird jede Geiſtesblüt' entſchleiern,
Und wird das große Wiederſehn

Der Tugend und der Liebe feiern.
Die Wolken, welche hier noch zwiſchen Seelen
ſtehn,
Die ſchattenden Geſtalten, werden ſchwinden.
Ein leichter Hauch verhüllt dann nur den Strahlenkern;
Anleuchten wird der Stern den Stern;
Die Tugend wird die Tugend wieder finden.
Dann wird ſich, wie das klare Bild
Der Sonn' auf mildern Au'n und ſanftern
Hügeln,
Im zarten Schleier, der es hüllt,
Das innre Leben reiner ſpiegeln.
Jenes Roſenlächeln nicht,
Nicht der Kranz von blonden Haaren,
Nicht, was die Geſtalt umblühte;
Nein, die zarte Seelengüte
Wird den Himmel offenbaren,
Der zu deiner Seele ſpricht.
Hehra's Lebensmelodie,
Im ätheriſchen Erwachen,
Wird empor in Hymnen ſchweben.
Wohl wird jedes Engelleben

Himmliſcher den Himmel machen;
Dich begeiſtern wird nur ſie.
Wie ein weicher Flötenlaut,
Wird ſich eine That die nennen,
Welche Lieb' und Stille ſchufen:
„Das iſt Hehra!“ wirſt du rufen;
O, dann wirſt du ſie erkennen
An dem Himmel, den ſie baut.
Ja, Freund, wir werden ſeyn, wir werden noch des Schönen
Und Guten innige und ſeliger uns freun;
Und lyriſcher wird unſer Leben tönen,
Mit ſchönen Seelen in Verein.
Dann wird dem edeln, frommen Späher
Der heilige Verhüllte nähen
Und lichter, ſtiller wird's um eine Tugend ſeyn.
Erheben wird ſie ſich auf freien Flügel,
Hin durch das neue Reich der Zeit;
Und heller ſtrahlen wird an ihr Stirn das Siegel
Der heiligen Unſterblich[illegible]
Unſterblichkeit du Leben
Und Licht in's d über Zwei-

Wie hoch kannſt du den Menſchen heben,
Wenn du den Menſchen überfliegſt!
Unſterblichkeit! dir bringe dann die Blume
Des Lebens ihren Purpur dar.
Du weiheſt, am Naturaltar,
Es ein zu ſeinem Götterthume.
Wenn Grau'n der Nacht an meinem Pfade lauſcht:
Dann leuchte du herab aus deines Lichtes Fülle!
Erhebe mich, wenn laut das Leben mich umrauſcht,
Zur Ruhe deiner Geiſterſtille!
Geheim entlaubt die dunkle Hand den Wald;
Und Schweigen ruht um längſt verſunkne Trümmer;
Du trittſt hervor in deinem leiſen Schimmer,
Wie eine rettende Geſtalt.
Du winkſt, wenn mir die letzte Thrän' entfließet,
Mich zur Vergötterung hinauf.
Ein Menſch, ein müder Pilger ſchließet,
Ein Gott beginnet ſeinen Lauf!

Anmerkungen.

Zum ersten Gesange.

S. 19. Z. 2. v. o. Das Unternehmen des tapfern Korsen San Piedro gegen die Genueser, die Unterdrücker seines Vaterlandes, endete mit einem unglücklichen Erfolg. Er konnte nicht mehr retten, und flüchtete mit seiner Gattin, Vanina Ornano, und seinen beiden Söhnen nach Frankreich, um von dort aus kräftiger unterstützte Versuche zur Wiedereroberung der entrissenen Freiheit einzuleiten. Die Genueser wendeten sich an Vanina, mit dem Erbieten, ihren Gatten zu begnadigen, und ihm die, der Einziehung zugesprochenen, Güter zurückzugeben, wenn sie die Rückkehr Piedro's nach Korsika bewirken würde. Vanina schwankte, ob sie diesem Antrage Gehör geben sollte; und endlich wurde sie durch den Geistlichen, der der Lehrer ihrer Söhne war, zu dem Entschlusse bestimmt, nach Korsika zu gehen. Ihre Sachen waren eingeschifft, und sie selbst war schon auf der Reise begriffen, als Piedro davon Nachricht erhielt, und ihr sogleich einen Freund nachschickte, der sie einholte und zurück führte. Vanina stand unter dem Schutze des Parlaments zu Aix. Piedro forderte trotzig vom Parlamente seine Gattin; und Vanina folgte, gegen alle Warnungen, welche sie zurück

zu halten suchten, ihrem Gatten nach Marseille, wo er ihr das begangene Verbrechen vorhielt, ihr eine kurze Zeit zur Beruhigung ihrer Seelenangelegenheit verstattete, und dann einem Sklaven befahl, sie zu erdrosseln. Vanina, mit einem Blick, den alle weibliche Hoheit und Würde bewaffneten, wendet sich an den Grausamen, der ihr Gatte war, und jetzt als ein harter Richter vor ihr steht. — „Piedro", spricht sie, „darfst du mir von solchen unwürdigen Händen den Tod geben lassen?" — Piedro ruft den Sklaven zurück, bittet seine Gemahlin um Verzeihung der Schmach, die er, ihr zuzufügen, im Begriff gewesen sey, und — — erdrosselt sie mit eigner Hand. — Herr Hofrath Becker hat in seinen Darstellungen diese Geschichte bearbeitet.

S. 19 Z. 5 v. o. Eumeniden — Rachegöttinnen.

S. 21. Z. 9 v. u. Pharus — ein Leuchtthurm, der den Schiffern auf offenem Meere zum Wegweiser und zur Warnung vor Syrten, oder Klippen und Sandbänken, dient.

Zum zweiten Gesange.

S. 29. Z. 8 u. 9 v. u. Zenith und Nadir — zwei Punkte an der Hohlkugel des, uns umgebenden, Himmels. Zenith ist der Punkt gerade über unserm Haupte; Nadir der Punkt gerade unter uns, an der Seite des Himmels, welche die entgegengesetzte Hälfte der Erdkugel umgiebt.

S. 46 Z. 7—12 v. o. Orion ist das schönste, glänzendste Gestirn des ganzen Himmels, und steht unter den südlichen Sternbildern. — Die Hyaden und das sogenannte Siebengestirn, die Plejaden, befinden sich am südlichen Himmel im Sternbilde des Stiers; jene vorn am Kopfe, diese am Rücken desselben. Die erstern werden die Regensterne genannt.

S. 46 Z. 14 v. o. Der Schwan — ein nördliches Sternbild, neben der Leier, in der Milchstraße.

S. 47 Z. 8 v. u. Die Milchstraße ist der merkwürdige, lichte Kreisbogen, der sich durch den Himmel zieht, und in mehrere, blässere und hellere Streifen theilt. Sie enthält eine Unermeßlichkeit von Sonnenwelten.

S. 48 Z. 9 v. o. Dioskuren — Söhne Jupiters, Kastor und Pollux, ein Gestirn des östlichen Himmels. — Die Fabel erzählt von diesen beiden, aus den Eiern der Leda entsprungenen Brüdern, Kastor sey sterblich, Pollux aber, vom Jupiter abstammend, unsterblich gewesen. Kastor fiel in einem Zweikampfe. Pollux trauerte über den Verlust dieses innigst geliebten Bruders, und bat den Jupiter, ihm selber das unsterbliche Leben zu nehmen, oder zu vergönnen, daß er mit seinem geliebten Bruder die Unsterblichkeit theilen möge. Jupiter gewährte die Bitte. Beide wurden unter die Sterne versetzt, und genossen das Loos der Lichtwelt und der Schattenwelt gemeinschaftlich.

S. 48 Z. 10 v. u. Die Jungfrau. — Dieß Gestirn des nördlichen Himmels ist eins der größten und schönsten im Thierkreise.

S. 48 Z. 6 v. u. Lyra — ein nördliches Sternbild.

S. 48 Z. 3 v. u. Arctur — ein Fixstern des nördlichen Himmels, im Bootes, dem sogenannten Bärenführer. Er glänzt in einem hellen, röthlichen Lichte.

S. 49 Z. 3 v. o. Das Sterngewölk. — Die große und die kleine Wolke sind zwei Haufen kleiner, fast wie ein lichtes Nebelgewölk erscheinender Sterne. Sie befinden sich in der Nähe des Südpols.

S. 49 Z. 7 v. o. Der Sirius — ein lebhaft funkelnder Fixstern. Er ist der glänzendste Stern am ganzen Himmel, und befindet sich an der südlichen Himmelsseite, im Sternbilde des großen Hundes.

S. 49 Z. 11 v. o. Uranus ist ein, zu unserm Sonnensystem gehöriger, neuerlich entdeckter Planet. Er ist 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt.

S. 49 Z. 7 v. u. Venus — ein bekannter Planet unsers Sonnensystems, der uns nur selten ganz erleuchtet erscheint, und durch Fernröhre gewöhnlich sichelförmig am westlichen Himmel gesehen wird.

Zum dritten Gesange.

S. 73 Z. 1. v. o. Kassandra — eine Tochter des Priamus, des Königs von Troja. Sie besaß vom Apoll die Gabe der Weissagung, und verkündete das traurige Loos des väterlichen Throns und ihrer geliebten Vaterstadt, die von den Griechen erobert und vernichtet wurde, vorher.

S. 73 Z. 9 v. o. Peneus — Fluß in Griechenland.

S. 73. Z. 6 v. u. Hellas — der alte Name Griechenlands.

S. 74 Z. 6 v. o. Charis — Huldgöttin, Grazie. Heroen — Halbgötter, Helden.

S. 75 Z. 2 v. o. „Erhabne Worte spricht der Hain" u. s. f. Geweihte Haine waren es, in deren geheimnißvollem Dunkel die Orakel ihre hohen Götterſprüche vernehmen ließen. Der dodoniſche Wald in Epirus verhüllte in ſeinen heiligen Schatten ein Orakel des Jupiter.

S. 75 Z. 5 v. o. Die ſchöne Dichtung von Amor und Pſyche verſchleiert die zarten Vorſtellungen von Seyn und Werden. Die Pſyche, mit Schmetterlingsflügeln, deutet auf ein geiſtiges Weſen, welches, aus der gröbern Erdenhülle empor gehoben, eines höhern Daſeyns genießt. Sie iſt die Vermählte Amors, die unſterbliche Genoſſin der himmliſchen Liebe. Amor hatte Pſychen oft gewarnt, nicht nachzuforſchen, wer ihr Liebhaber ſey. Aber auf die Vorſtellungen ihrer Schweſtern, die, nach ihrem Wunſch, ihr zugeführt waren, und, auf das Glück ihrer Schweſter neidiſch, ihr den Wahn einflößten, ihr Liebhaber ſey ein Ungeheuer, trat ſie im Dunkel der Nacht mit einer brennenden Lampe, und bewaffnet mit einem Dolche, zu dem Lager des ſchlummernden Amors, um ſich von dem gefürchteten Ungeheuer zu befreien. Doch wie erſtaunte ſie, an deſſen Statt den himmliſchen Amor ſelbſt zu erblicken! Sie zitterte, und ein brennender Oeltropfen fiel auf Amors Schulter. Er erwachte, und verſtieß zürnend die getäuſchte Pſyche. Die Unglückliche irrte nun troſtlos auf der ganzen Erde umher, den verlornen Gott aufzuſuchen und zurück zu flehen. Sie mußte ſich harten Büßungen unterwerfen, bis ſie endlich

von Amor, der sie noch liebte, wieder aufgenommen, und in die Versammlung der Himmlischen eingeführt wurde, wo sämmtliche Götter an der Vermählung Psychens mit der himmlischen Liebe Theil nahmen. So glorreich kehrt der Himmelsfunke zu seinem Ursprunge zurück.

Zum vierten Gesange.

S. 88 Z. 8 v. u. Dryaden — Waldgöttinnen, die im tiefsten Dunkel der Haine wohnten.

S. 92 Z. 2 v. u. Der Altar — ein Gestirn am südlichen Himmel, unterhalb des Herkules.

S. 93 Z. 9 v. u. Die Krone — dem Arctur gegenüber.

S. 103 Z. 3 v. o. Las Casas war Bischof von Chiappo in Mexiko. Er gab im Jahre 1542 eine Schrift heraus: Ueber die Mittel, Indien zu verbessern, und übersandte sie Kaiser Karl dem fünften. Eine zweite Schrift von ihm führt den Titel: Die Verheerung Indiens. In beiden Schriften hält er den Tyrannen dieses, mit einer schauderhaften Grausamkeit unterjochten, Landes die Härte und Ungerechtigkeit vor, unter welcher die unglücklichen Indier in den drükkendsten Ketten der Sklaverei verschmachten mußten. Er zeigte, daß es das Christenthum entehrte, diese Mitgenossen einer Religion der Menschlichkeit, der schrecklichsten Unmenschlichkeit Preis zu geben. Aber was hatten jene Ungeheuer, die sich Christen nannten, mit der Menschlichkeit zu thun? Dem Las Casas stellte sich ein Widerstand entgegen, der ganz die Miene der

Verfolgung trug. Doch verlor er nicht den Muth, für seine Unglücklichen zu thun, was der Drang der Umstände ihm übrig ließ. Gezwungen endlich von der Noth, schlug er freilich, leider! den Tyrannen Westindiens vor, die, den christlichen Indiern abzunehmenden, Sklavenketten den heidnischen Schwarzen anzulegen. Von diesem Vorschlage an datirt sich der, die Menschheit schändende, Sklavenhandel, gegen den der Genius der neuern Zeit seine Stimme so laut erhoben hat, daß selbst Pitt ihm das Gaukelspiel einer, absichtlich vergeblichen, Bemühung, als ein heuchlerisches Opfer, schuldig zu seyn glaubte. — Las Casas wurde durch die drängende Noth, durch spanischen Despotismus, zu einem Vorschlage hin geschreckt, der seinem Herzen widersprach. — Es ist ein entzückender, unvergänglicher Kranz, den Engel, im dritten Theile des Philosophen für die Welt, auf das Grab dieses Weisen niederlegte.

S. 106 Z. 12 v. o. Athene — Pallas Athene, oder Minerva. Sie trug den Sieg davon, als zwischen ihr und dem Neptun die Frage streitig war, nach wessen Namen die Hauptstadt Attika's genannt werden sollte. Diese Stadt erhielt von ihr den Namen Athen, und ward der Sitz der bildenden Künste.

S. 106 Z. 5 v. u. Aonischer — oder griechischer Gesang. Der aonische Berg in Böotien war den Musen geheiligt.

Zum fünften Gesange.

S. 121 Z. 7 v. o. Fontenelle, einer der vorzüglichsten und würdigsten Schriftsteller der französischen Litera-

tur, erreichte ein Alter von hundert Jahren. Unter seinen prosaischen Schriften ist das Werk: Entretiens sur la pluralité des mondes mit Recht das berühmteste geworden. Man liest es mit großem Interesse, wenn gleich daraus die lebhaften Galanterien hinweg zu wünschen seyn möchten, welche sich mit dem ernsten Geist des erhabnen Gegenstandes nicht recht wohl vertragen wollen. Fontenelle genoß bis an das Ende seines Lebens einer vollen körperlichen Gesundheit, so wie einer ununterbrochnen Klarheit und Heiterkeit des Geistes. Wenige Jahre vor seinem Tode empfand er eine Abnahme seines Gesichts und Gehörs. La modération — sagt sein Biograph — en faisant son bonheur, a sans doute contribué beaucoup à sa bonne santé et à sa longue vie.

S. 132 Z. 6 v. u. Als Cäsar Rom unter seine Herrschaft zwang, und Brutus im letzten Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes überwunden war, rief er anklagend aus: „O, Tugend! ist das dein Lohn?"

S. 133 Z. 8 v. u. Büffon starb an dem schmerzhaften Uebel, die Grieskrankheit genannt.

S. 138 Z. 6 v. u. Tiberius, Roms tyrannischer Gebieter, vermochte die Heuchelei nicht durchzusetzen, mit welcher er seine schreckliche Regierung begann. Von Laster zu Laster fortgerissen, floh er endlich vor dem Gespenste seiner Schande nach der einsamen Insel Capreä, setzte dort seine Greuelthaten fort, und kam seitdem nicht mehr nach Rom zurück.

S. 139 Z. 5 v. o. „Sie (die Tugend) ist's, die schaudernd auf in Alexander wacht" u. s. w.
Es ist bekannt, daß Alexander die Mutter, die Gattin

und die Kinder des, von ihm überwundenen, und von verrätherischen Persern getödteten Darius, gegen die Sitte der damaligen Zeit, mit wahrhaft königlicher Huld in Schutz nahm. Indeß spricht diese Milde den Alexander nicht los von der Mordschuld gegen den persischen Monarchen, der, nach dem Zeugnisse der alten Schriftsteller, der gerechteste, würdigste Regent seiner Zeit war, und den Krieg Alexanders gegen Persien nicht herbeigeführt hatte.

S. 143 Z. 9 v. u. „Die Frevlerin dort hört die Wetterwolke schelten" u. s. w.

Montespan, des vierzehnten Ludwigs Mätresse, fühlte die Verschuldungen, welche ihr Gewissen belasteten, nie stärker, als wenn ein Gewitter am Himmel herauf zog Mit Angstschweiß übergossen, riß sie ein Kind auf ihren Schooß, und glaubte durch dessen Unschuld gegen die zürnenden Blitze des Himmels gesichert zu seyn.

S. 146 Z. 4 v. o. Nemesis — eine geheimnißvolle, dunkle Gottheit, welche die verborgensten Frevel bestraft. Im Menschen ist ihr Repräsentant das Gewissen.

Zum sechsten Gesange.

S. 150 Z. 1 v. o. Thetis — eine Tochter des Meergottes Nereus, Vermählte des Königs Peleus, tauchte ihren Sohn Achill in die Fluthen des Styx, wodurch er, bis auf die Ferse, an der sie ihn beim Untertauchen hielt, unsterblich und unverletzbar wurde. Im trojanischen Kriege erhielt er gerade an dieser Stelle eine Wunde, und starb.

S. 161 Z. 9 v. o. Die Erzählung des Livius, daß sich Curtius, zum Opfer zürnender Gottheiten, in die Pesthöhle gestürzt habe, welche mitten in Rom ihren Schlund aufriß, strahlt wenigstens den Charakter der Energie des Römers zurück; und in so fern liegt darin eine symbolische Wahrheit.

S. 161 Z. 10 v. o. Regulus war in dem Kriege Roms gegen Karthago in die Gefangenschaft gerathen. Mit einer karthagischen Begleitung wurde er nach Rom gesandt, um von seinen Mitbürgern den Frieden für Karthago zu bewirken. Er mußte zuvor feierlich versprechen, wenn er den Frieden nicht bewirkte, in die Gefangenschaft zurückzukehren. Er kam in Rom an; aber weit entfernt, zum Frieden zu rathen, forderte er die Römer vielmehr eifrig auf, den Krieg fortzusetzen. Er sahe voraus, welches Loos ihn treffen würde, wenn er nach Karthago zurück kehrte, aber er hatte sein Wort verpfändet; er ging zurück, und überlieferte sich dem martervollsten Tode.

S. 164 Z. 8 v. o. Laren — Hausgötter, die auf dem Heerde ihren Sitz hatten.

S. 169 Z. 10 v. u. Als Cäsar ermordet war, theilten drei Usurpatoren, Octavius, Lepidus und Antonius, unter sich den zerrütteten römischen Staat. Sie opferten, um sich auszugleichen, einer dem andern die liebsten Freunde auf. Octavius gab, nach langem Sträuben, seinen Freund Cicero der Rache des Antonius hin.

S. 170 Z. 5 v. o. Der zweite Philipp von Spanien, dieser düstre Tyrann, war der Leibeigene dreier Tyrannen: der Herrschgier, des niedrigsten Hochmuths,

und der kleinlichsten Eitelkeit, zu denen sich noch die blutigste Rachsucht gesellte. Seine arglistvolle Regierung war ein fortgesetztes Lügensystem. Seinen nächtlichsten Greuelthaten, die nicht zu verbergen waren, legte er schwülstige Worte und moralische Sprüche in den Mund. Humanität auf den Lippen, Unmenschlichkeit im Herzen, forderte er Glauben, mit dem Schwert in der Hand. Die Politik trieb er so weit, daß er die ungeheuersten Lügen mit einem religiösen Ernste auftreten und mit öffentlichen Dankgebeten ankündigen ließ. Neben dieser frechen Gottesverhöhnung gleichzeitig, wohnte in ihm der furchtbarste Aberglaube, der seinem Blicke eine gewisse Unstätigkeit gab, und seine ganze Haltung gleichsam in Bruchstücke zerlegte, die sein innerstes Leben verriethen.

S. 178 Z. 5 v. u. Die beiden Söhne des Brutus hatten sich in eine Verschwörung gegen den Staat einglassen. Brutus, Roms Consul, ließ beide vor seinen Augen hinrichten, und verschloß sich, als die Gesetze befriedigt waren, mit dem tief verwundeten Vatergefühl, in die Einsamkeit, um über sein hartes Schicksal zu trauern.

S. 182 Z. 12 v. u. Herkules, den die alte Dichtung als das Ideal der Selbstverleugnung und der freien Thätigkeit aufstellt, hatte neben der Kraft, die ihn beseelte, manche Schwäche. Die Göttlichkeit, die sein Wesen überstrahlte, war mit tiefen Schatten vermischt. Besonders fand er in seinen Vermählungen seinen Tod, der der Uebergang zu seiner Vergötterung wurde. Als er auf seinen Zügen nach Euböa kam, erblickte er Jolen, eine Tochter des Königs Eurytus. Von ihren Reizen gefesselt, verlangte er sie zur Gemahlin,

ohngeachtet er mit Dejanira vermählt war. Eurytus schlug dem Herkules sein Verlangen ab, wofür dieser sich durch den Mord an dem Sohne des Eurytus rächte. Diese grause That befleckte seinen Ruhm, und er mußte sie durch tiefe Erniedrigungen büßen. Nachdem die Zeit dieser Büßungen überstanden war, ging Herkules gleichwohl zu dem Eurytus zurück, eroberte die Königsstadt, erschlug den Eurytus, nahm Jolen gefangen, und sandte sie zu seiner Gemahlin Dejanira. Diese fürchtete in der Jole eine Nebenbuhlerin, und glaubte, daß sie eilen müsse, von einem Mittel Gebrauch zu machen, welches ihr die Zuneigung des Herkules erhalten sollte: es war das vergiftete Blut des, vom Herkules getödteten, Nessus. Sie befleckte damit ein Unterkleid, welches sie dem Herkules mit der Bitte zuschickte, es an einem feierlichen Opfertage zu tragen. Herkules legte das Kleid an, als er den Göttern opferte. Sogleich empfand er die Wirkung des Giftes, und zuckende Qualen fuhren durch seine Glieder. Durch seinen Sohn, den Hyllus, ließ Herkules sich auf den Berg Oeta bringen, um durch einen freiwilligen Tod seine Leiden in den Flammen zu enden. Schon umgab ihn die lodernde Gluth; und nun heiterte sein ganzes Wesen sich auf. Er hatte für seine Vergehungen gebüßt; das Sterbliche fiel ab von ihm, und sein innigstes Selbst stieg geläutert zu den Göttern empor.

S. 183 Z. 10 v. o. Tellus — die Erde.

Leipzig, Druck von Hirschfeld.

C. A. Tiedge's

sämmtliche Werke.

Zweites Bändchen.

Vierte Auflage.

Leipzig, 1841.

Renger'sche Buchhandlung.
(Fr. Volckmar.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
439869
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1905

Inhalt.

	Seite
Morgenfeier	1
Laura's Lied	3
Die Feier	5
Die Ueberraſchung	8
Die Entfernte	11
Wiederſehn	14
Laura's Tod	16
Erinnerung	21
Frühling	23
Raiſa	25
Likas und Agle	31
Die Blume der Lauenburg	42
Robert und Klärchen	48
Jenny	53
Romanze	56
Die Dämoneninſel	58
Das Geſpenſt	80
Die Orakelglocke	83
Macht der Gewohnheit	86
Der Dämon	90

Seite

Die Echo 91
Die Wittwe vom Ganges 93
Rom 96
Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf 103
Die Mauſoleen 114
Entſagung 118
Theodor Körner 122
Die Betende 126
Blume auf das Grab eines Kindes 130
An die Natur 132
Der Mittag des Lebens 135
Der Abend 139
Des Pilgers Nacht 145
Des Pilgers Nachtlied 147
Hoffnung und Erinnerung 148
Der Strom 149
Abendfeier 150
An den Schlaf 152
Auf den Tod einer Sängerin 154
Der ſtille Engel 156
Salomoniſche Lieder 157
Das ſchlafende Kind in der Laube 165
An Karl. Bei Ueberſendung der Schriften Luthers . . 166
An meinen alten Frack 172
An die Wahrheit 178
Der Maitag 180

Alphabetisches Inhaltsverzeichniss.

A.

	Seite
Abend war's, die Nachtviole hauchte	150
Auch Gebietern drohet ein Gebieter	114
Auf dem Anger war's luftig, und duftig im	48
Auf dem Berge dort oben, da wehet	56

D.

Da schlummert denn der Zögling der Kamönen	125
Der wilde Krieg durchzieht das Land	31
Der Frühling war gekommen, leise Lüfte	23
Der Winter ist vergangen	157
Dich, hoher Jüngling, liebt mein Herz	3
Die Hoffnung, schön, wie unter Rosen,	86
Die ihr in ihm ein zweites Dasein	124
Die Nacht ist ernst, sie steht dort an der Pforte,	145
Du, den meine Seele liebt, o sage,	158

E.

Ein Bauermädchen, hieß Brigitte	83
Ein Dämon trat mit Stolz zu einem Throne	90
Einen Tag vergess' ich nimmer	8
Einst umsprangen mich geliebte Quellen,	21
Ein Wetter rasset durch das Dunkel	25
Es blühten junge Myrtentriebe	91
Es geht ein stiller Engel durch's Leben,	156
Es saß ein erwählter, vertraulicher Kreis	80
Es zieht ein Strom durch alle Lebensreiche	149

G.

Geliebtes Kind, noch kannst du nicht verstehn,	166
Goldne Zeit, als durch die Gartenräume	11

H.

Heilig, heilig, wo die Tanne dunkelt	126
Hier ging Laura; diese Lüfte,	5
Hinweg mit der Grille	180
Hochgegrüßt seyst du Aurore	1
Hoch prangte schon der Stamm der	122

Seite

I.

Ida ſchläft; mit jedem Zuge 165
Im duftigen Schatten der heiligen 135
Im Lande wo die Palmen ſchatten 93

L.

Laßt mich allein, verfolgende Gefühle 132
Laura ſtarb! o, naht euch ſanft 16

M.

Meine Früchte ſind gebrochen 118
Mir blüht eine Stelle, die weiht ein 148
Miron kam vom Opferfeſt 58

N.

Nacht umfängt den Wald; von jenen Hügeln 103

R.

Ruhig ſchlummre deine Hülle 130
Ruht ihr weichen Seelen 147

S.

Schön iſt mein Geliebter! Dort ging 161
Schon glimmt von der Beleuchtung 139
Seht ihr die alte Lauenburg 42
Sohn der Nacht, laß um Eliſen 152

T.

Tochter Gottes, Licht und Friede 178

W.

Wenn heim die Heerden ſind von 53
Wer iſt, die glänzend vor dem Volke 162
Wiederſehn! Endlich tönt 14
Wie heißt der Staub, auf den ich ſinnend 96
Wie ſtill iſt's in Idona's Halle 154
Wo habt ihr meinen Jüngling hin begraben 123

Z.

Zu Ende geht hier Alles nach gerade 172

Morgenfeier.

Hochgegrüßt sei du, Aurore!
Fackeln deiner ersten Hore
Leuchten roth durch's Morgenthor.
Lebensathemzüge wehen,
Und ein großes Auferstehen
Rauscht vom Traum der Nacht empor.

Zarte Blüten taumeln nieder,
Ueber die der Geist der Lieder
Wie ein lindes Säuseln fuhr;
Und aus einer weiten Laube
Tönt und triumphirt der Glaube
An die ewige Natur.

Holde Liebe flüstert leiser
Aus dem Schatten junger Reiser
Im Gesang der Nachtigall;
Aber durch die lichten Räume

Schwärmen, wie entzückte Träume,
Schwalben hin mit Jubelschall.

Lerchen jauchzen durch die Felder,
Und gewaltig brausen Wälder
Ihre lauten Chöre drein;
Und, wie Opferflammenspitzen,
Glühn die Berg' empor, und blitzen
In das feuchte Thal hinein.

Walle, Opferflamme, walle!
In der großen Tempelhalle
Ist die Erd' ein Weihaltar.
Seht, die Priesterin, umringet
Mit dem Festgepränge, schlinget
Ihre Strahlenkron' in's Haar.

Angethan mit Glanz und Fülle
Tritt sie schon aus dunkler Stille,
Ihrem Altar sich zu nahn.
Wolken, die im Ost entglühten,
Streuen sich, wie Purpurblüten,
Flatternd hin auf ihre Bahn.

Sei dann hochgegrüßt, Aurore!
Doch erwecket deine Hore
Die Verzweiflung aus der Ruh:
Winke dann der Freudeloſen
Mit dem Kranze deiner Roſen
Eine heitre Hoffnung zu!

Laura's Lied.

Dich, hoher Jüngling, liebt mein Herz,
Und muß es tief verhehlen!
O, könnte dir's ein Lüftchen nur,
Ein ſanftes Lüftchen meiner Flur,
Im Abendhauch, erzählen!

Es ſollte, wenn der Hain verſtummt,
Und wenn Diana lüſtern
Durch deine Buchenzweige ſchaut,
Wie ein verwehter Herzenslaut,
Um deine Laube flüſtern.

Es ſollte deinem Athemzug
Im Frühlingsduft begegnen,
Und Blüten, hell, wie Mondenlicht,
So leiſe, wie die Liebe ſpricht,
Auf dich hernieder regnen.

O, ſchweigend ruhe dann das Spiel
Der lauen Abendwinde,
Daß ein bethautes Blütenblatt
Die Stelle ſeiner Lagerſtatt
An deinem Herzen finde!

Dann würde dir dieß ſanfte Bild
Vielleicht die Seel' erſchüttern,
Und eine liebende Geſtalt,
Von ſäuſelndem Gezweig' umwallt,
Durch deine Laube zittern.

Umfangen würde dich vielleicht
Ein wunderbares Ahnen;
Es würd' an den Platanengang,
Voll Ruh und Nachtigallgeſang,
Dich die Erſcheinung mahnen.

Dort ſah ich dich: und plötzlich war
Mein Blick, mein Herz umfangen;
Das Lied auf meiner Lippe ſchwieg,
Und eine helle Röthe ſtieg
Mir heiß auf beide Wangen.

Die ſchönſten Blüten flatterten
Um dich, wie goldne Horen.
Dich ſah ich nur, dich dacht' ich nur;
Verſchwunden war mir die Natur,
Ich ſelbſt in Nacht verloren.

Die Feier.

Hier ging Laura! Dieſe Lüfte
Haben heilig ſie berührt,
Haben ihr die Opferdüfte
Schöner Zweige zugeführt.

Im Geflüſter dieſer Blätter
Trat ſie hin an dieſen Bach;
Und, wie junge Liebesgötter,
Flogen ihr die Blüten nach.

Wie mein Aug' an dieſer Fülle,
Wie es an dem Schleier hing,
Der, gleich einer Knoſpenhülle,
Ihren Roſenlenz umfing!
So verhüllt in ihren Schleier,
Und noch mehr in ſich verhüllt,
So ſteht ewig vor der Feier
Meiner Huldigung ihr Bild.

In den ſchlanken Pappelzweigen
Sanft vom Abendwind umwallt,
Seh' ich jedes holde Neigen
Ihrer ſchwebenden Geſtalt;
Auf dem Apfelblütengange
Ruht mein Blick, als wiegten ihn
Blumen, welche Laura's Wange,
Leiſ' erröthend, überblühn.

Jeder blaue Stern der Quelle,
Sanft, wie Huld, und klar, wie Licht,
Malt ihr Auge mir, dieß helle,
Geiſtige Vergißmeinnicht;
Und die zarte Anemone,
Bricht ſie aus der Knoſpe vor,
Gleicht dem Munde, den zum Throne
Sich die Lieblichkeit erkor.

Wehet im Violengrunde
Ihres Athems Liſpel nicht,
Der: „ich ſchwebt' auf ihrem Munde" —
Stolz zu meiner Ahnung ſpricht?
Hör' ich nicht, wenn Philomele
Durch die Pappeln triumphirt,
Ihren Ton, der aus der Seele
Mir die Stille weggeführt?

Feiern will ich jene Quelle,
Die den holden Blick empfing,
Weihen jede Raſenſtelle,
Ueber die ihr Wandel ging.

Da, da will ich niederſinken,
Wie am heiligſten Altar;
Will den Hauch der Lüfte trinken,
Der vielleicht ihr Athem war.

Die Ueberraſchung.

Einen Tag vergeſſ' ich nimmer,
Einen Tag, voll Licht und Glanz;
Roth umfloß der Abendſchimmer
Seinen grünen Frühlingskranz.
Laura trat im weißen Schleier,
Wie das Leuchten eines Strahls,
Sinnend trat ſie in die Feier
Meines ſchönen Ulmenthals.

Töne hört' ich fern verhallen;
Laura ſang in das Getön
Grün verhüllter Nachtigallen:
„Schön iſt Gottes Erde, ſchön!“

Und die hellen Blüten ſchwebten
Taumelnd über ſie herab;
Aber ihre Töne bebten
Mir im Herzen auf und ab.

Wie von weicher Luft getragen,
Kam die ſchöne Wandlerin!
O, ſie kam aus Blumentagen,
Ging zu Blumentagen hin!
Solche Heiterkeit, gemildert
Durch den Schleier, floß, wie Licht,
Das den innern Frieden ſchildert,
Um ihr liebliches Geſicht.

Blicke, welche ſie umflogen,
Bienen gleich am Lindenhain,
Wurden lichte Träum', und ſogen
Himmelsphantaſieen ein.
Dieſes Lächeln auf der Wange!
Dieſe Stirn, voll Frühlingsſinn!
Welch Gefühl! ich ſah ihr lange,
Lange nach! ſie ſchwand dahin.

Flammen eines Purpurbandes
Schlugen, lieblich hell, hervor
Aus den Falten des Gewandes,
Das im Graſe ſich verlor,
Und ſich, wie ein weißes Wölkchen,
Das die Huldgeſtalt umfloß,
Kaum berührend, auf ein Völkchen
Nickender Violen goß.

Lüfte, die den Schleier trugen,
Herrſchten ruhig durch den Hain;
Nur die Nachtigallen ſchlugen
In das ſtille Feſt hinein:
Denn hier wandelte die reine,
Schimmernde Geſtalt; ihr Blick
Ließ in dieſem Feenhaine
Seligkeit und Glanz zurück.

Heller wird der Lenz hier blühen,
Heller blühend einen Pfad
Durch den grünen Tempel ziehen,
Den die Herrliche betrat.

Da, da seh' ich noch sie schweben
Durch das dunkle Grün des Thals,
Wie das schöne, stille Leben
Eines hohen Ideals.

Unvergeßlich sah ich immer
Ihr entschwebendes Gewand,
Bis der letzte, weiße Schimmer,
Wie ein schöner Traum, verschwand!
Und der reiche, unermeßlich
Phantasieenreiche Hain —
Unvergeßlich, unvergeßlich
Wird er meinem Herzen sein.

Die Entfernte.

Goldne Zeit, als, durch die Gartenbäume,
Mir die Nachtigall entgegen schlug,
Und das Leben mich, durch lichte Räume
Himmelblauer Frühlingstage, trug!

Oedes Ziel nach einer ſchönen Reiſe,
Die voll Frucht- und Blumenkronen hing!
O wie war's, als ich, in Laura's Kreiſe,
Hoch umher, wie ein Bekränzter, ging!

Sonnig ſtiegen vor mir Höhn und Tiefen,
Wie ein Meer von Blumen, ab und auf;
Kränze winkten, Götterſtimmen riefen
Triumphirend die Begeiſtrung auf;
Und die Seele fühlte ſich erhaben,
Reich das Herz. Und nun! was bin ich nun?
Was Vergöttrungsaugenblicke gaben,
Mußte das auf Augenblicken ruhn?

Wie ein Geiſt, der von dem Wiederhalle
Seines Lebens und vom Schatten lebt,
Irr' ich ſtumm und einſam noch um alle
Jene Stellen, wo einſt ſie geſchwebt.
Da, wo Tön' und Blüten ſie umwallten,
Fühl' ich noch ein geiſtig lindes Wehn.
Und dann iſt's, als ſeh' ich die Geſtalten
Großer Tage vor mir auferſtehn.

Weinend ruf' ich jene ſanften Schauer
Ihrer Laub' in mein Gefühl herein;
Und ſie flößen dann der tiefen Trauer
Meiner Thränen Seelenhoheit ein.
Dann beſchleicht es mich, mit leiſem Glanze;
Hell erſcheint die hohe Freundin mir,
Mit dem grün und weißen Mädchenkranze;
Meine ganze Seel' iſt Traum von ihr.

Wenn ich dann ſo fern die Huldin glaube:
O dann flüſtert's meinem Herzen zu:
„Blick' empor! die weite Sternenlaube,
Welche dich hüllt, deckt auch ihre Ruh."
Ja, das iſt das Traumbild, das den Schwachen
Immer täuſcht, und das er immer liebt!
Geiſt des Lebens! laß mich auferwachen
Zu dem Leben, welches Laura giebt!

Wiederſehn.

Wiederſehn!
Endlich tönt dir mein Willkommen!
Meine höchſten Huldigungen
Sollen dir entgegen wehn!
Endlich hab' ich dich errungen!
Hell, wie Frühlingsauferſtehn,
Leuchteſt du, o Wiederſehn!

Wiederſehn!
Neues, roſenvolles Leben!
Noch verhüllet dich ein Schleier;
Aber er wird niederwehn,
Und du wirſt, zur Krönungsfeier,
Hell aus deiner Wolke gehn.
Laura werd' ich wiederſehn!

Wiederſehn!
Ja, ich werd' in deinem Lichte,
Heller Strahl aus dunkeln Nächten,

Hoch in deinem Lichte ſtehn!
Welche Kronen ſoll ich flechten?
Wie ſoll ich dein Feſt begehn,
Wonnevolles Wiederſehn?

Wiederſehn!
Dir gebühret Harfenfeier!
Lindenblüten, taumelt nieder
In das feſtliche Getön!
Töne meiner Herzenslieder
Sollen dich im Duft umwehn,
Hochwillkommnes Wiederſehn!

Wiederſehn!
Sieger mögen, ruhmbeladen,
Unter zugeworfnen Kränzen,
Stolz durch Volksgepränge gehn!
Bluttrophäen mögen glänzen!
Sanft, wie Harfenliſpel wehn,
Iſt der Liebe Wiederſehn.

Wiederſehn
Iſt der Liebe ſchönſte Feier.
Gebt mir Kronen! Roſenkronen!

Meine Königin ſoll ſchön,
Wie die Lieb', in Roſen thronen!
Opferduft ſoll dich umwehn,
Feierliches Wiederſehn!

Laura's Tod.

Laura ſtarb! o, naht euch ſanft, ihr Lenze!
Weiße Blumen ſtreut auf ihre Gruft!
Und, im Liſpel der beſeelten Kränze,
Schwebe heiliger die Abendluft!
Engel! ſchmückt die Amaranthenlaube,
Die den neuen Himmelsgaſt empfing!
Meine Seele wohne bei dem Staube,
Der um Laura's Erdenwandel hing!

Ach! die Erdenwelt kann nicht erſtatten,
Was in ihr die Engelwelt verlor!
Aus erloſchnen Tagen ſchweben Schatten
Meiner abendlichen Trauer vor,

Daß ich mich an dieſe Todten reihe;
Und die Gruft, wo meine Trauer wacht,
Sei der Altar meiner höchſten Weihe,
Sei die dunkle Feier meiner Nacht!

•

Hochgeheiligt, wie die Schlummerhöhle,
Der die Blum' ihr Todtenopfer weiht,
Und melodiſch, wie die Harfenſeele,
Liſple dort die Abgeſchiedenheit!
Sanfter, ſtiller wird das Herz dort brechen,
Am zerfallnen Huldigungsaltar:
Da will ich, zur Stille will ich ſprechen,
Was ſie war, die hohe Laura war.

Ja, ſie war mir, was die guten Götter
Dem verlaßnen Erdenſohne ſind:
Sonnenſchein in dunkelm Lebenswetter,
Das aus nächtlich finſtern Urnen rinnt.
Sanft war ſie, wie Luft vom Blumenhügel
Ihre Huld, wie Duft der Liljenflur,
Und ihr Geiſt ein unbefleckter Spiegel
Der, durch ſie verherrlichten, Natur.

Jede Wahrheit, die ſich mir bewährte,
Strahlte ſchöner mir ihr Geiſt zurück;
Alles, was ich that und litt, verklärte
Sich in ihrem engelreinen Blick.
Leite dann, o Wehmuth, mich zur Laube,
Welche Laura zärtlich auferzog;
Wo — wie unvergeßlich! — oft ihr Glaube
Der Vergötterung entgegen flog!

Sey mir heilig, kleine, grüne Pforte,
Wo ſie mir ein Myrtendenkmal brach,
Und mit weihendem Gefühl die Worte:
„Laß uns ſelig ſein!“ — begeiſtert ſprach —
„Selig unter dieſen Roſen wohnen!
Ja, es war wohl eines Gottes Ruf,
Der den Frühling und die Roſenkronen
Und den Himmel und die Liebe ſchuf.“ —

Gott zu ſchauen in den Sonnengleiſen,
Und im Veilchen, das im Schatten keimt,
Im Orkan, der auffährt, und im leiſen,
Holden Lüftchen, das in Liljen träumt:

Dieſe Wonne flammt' ihr im Geſichte;
Die Natur, zur Prieſterin geweiht,
Stand verklärt, im Sommerabendlichte,
Zwiſchen ihr und Gottes Herrlichkeit.

Da, da neigte ſich das Taggetümmel
Zum verſtummenden Gefühl hinab.
Hob die Fromme mich empor zum Himmel?
Oder zog den Himmel ſie herab?
Nichts vernahm ich von dem wilden Toſen,
Vom Gewühl der fluchbeladnen Zeit;
Ruhe ging, im Schatten ihrer Roſen,
Wie der Liebe ſtille Seligkeit.

Mußte ſolche Harmonie verhallen?
Oedes Leben! der bewölkte Mond
Blickt in die zerfallnen Tempelhallen,
Wo ein klagenreiches Echo wohnt.
Jene Luft, die einem Liljenbeete,
Mit dem ſüßen Raube, ſich entſchwang,
Und durch ihre Roſenzweige wehte,
Zittert ſchweigend durch den Laubengang.

Komm und rauſche durch die Roſenzweige!
Komm und hauch' in ihren Opferduft,
Daß ſo ſchrecklich nicht die Stille ſchweige,
Einen Seufzer nur, o Abendluft!
Einen Seufzer, gleich dem tiefen Schauer,
Der um Laura's letzte Stunde floß,
Jene Stunde, die mit Nacht und Trauer
Mein verlaßnes Daſein übergoß!

Da ſchon Dunkelheit ihr Auge deckte,
Als ſich los ihr heilig Leben wand,
Ihre Heimath dort ſchon war — da ſtreckte
Sie zum letzten Mal nach mir die Hand —
Und — ein ſchönes Daſein war vorüber! —
O, du Thräne, die dem Aug' entſchleicht,
Brenne nicht ſo! dort — von dort herüber
Hat ein Engel mir die Hand gereicht.

Erinnerung.

Einſt umſprangen mich geliebte Quellen,
Als ich durch das Blumenleben ging,
Das mit ſeinem Frühling um die Stellen,
Um die Mahle ſchöner Tage hing.
Anders klang das Lied der Nachtigallen,
Und des Waldes Tiefe minder hohl:
Welche Lieder hör' ich jetzt? in allen
Tönt mir Laura's ſanftes Lebewohl!

Wenn die Mitternacht den Schlummerloſen
Dicht umringt mit ihrer Einſamkeit,
Oder wenn der Morgen ſeine Roſen
Durch das Fenſter auf mein Lager ſtreut:
O, Erſcheinung aus verblühten Tagen!
Weich umwallet, wie ein Wolkenſaum,
Den die jungen Morgenwinde tragen,
Dann ihr Schleier meinen wachſten Traum.

Aber ſie — wo iſt der Glanz der Quelle,
Welchen ſie mit ihrem Lächeln ſchmückt?
Wo der Garten? wo die Lieblingsſtelle?
Wo der Strauch, dem ſie die Blum' entpflückt?

Wo der Wald, und wo des Waldes Tiefe,
Der ihr Herz ſich in die Arme wirft? —
O, ihr, meine Lieder, meine Briefe,
Glücklich, wenn ihr ſie begleiten dürft!

Haucht ein leiſes Schauern in die Düfte,
Wo die Roſ' im Abendlichte nickt!
Athmet Wehmuth in den Kuß der Lüfte,
Der ſich kühl auf ihre Wange drückt:
Dann vielleicht, dann blickt ſie zu dem Sterne,
Den ſie kennt und liebt; und dieſen Blick
Strahlt das Huldgeſtirn, aus ſeiner Ferne
Wiederſcheinend, in mein Herz zurück.

Welche Oede, wenn mich die Geſchichte
Lauter Tage freudenlos umrauſcht,
Bis ich in den Schooß des Waldes flüchte,
Wo kein fremdes Leben mich belauſcht!
Ach, da harr' ich, bis der Abend dunkelt,
Bis die Nacht mit ihrer Sternengluth,
Durch die Wölbung meiner Buchen funkelt,
Wo ſonſt alles, nur mein Herz nicht, ruht!

Frühling.

Der Frühling war gekommen; leiſe Lüfte
Vom Mittaglande ſtreiften warm herein,
Und ſchlugen weckend an die kleinen Grüfte
Der Blumen in dem frühen Hain.

Schon ward es laut an Hügeln und in Thalen;
Da ſtickte ſich ihr Feſtgewand die Au;
Und durſtig tranken ſchon die Morgenſtrahlen
Aus goldnen Krokosbechern Thau.

Es füllte ſich das Laubdach grüner Hallen,
Durch die ſo hell herein der blaue Himmel ſah;
Und einzeln riefen frohe Nachtigallen:
„Steh auf, Geſang! der Lenz, dein Freund, iſt da!“

Nun kam zur Nachtzeit, aus des Nordens Wüſten,
Ein Sturm, und riß den Hain aus ſeiner Ruh:
Da ſchloſſen Blumen, die ſich froh begrüßten,
Die holden Augen wieder zu.

Der Morgen wird den Wonnempfang vermiſſen;
Die Nacht beging den finſtern Tempelraub;
Ein Nordſturm hat es kalt hinweggeriſſen,
Das kaum entſproßte, friſche Laub.

Wohin mit deinen Nachtigallenſtunden?
Wohin, o Lenz, mit deinem Roſenlicht? —
Ein Frühlingstag iſt — eh' er kam, verſchwunden;
Jedoch mit ihm verſchwand der Frühling nicht.

O Bild des Lebens! mich umfangen
Die ſtillen Schatten der Vergangenheit!
Viel theure Menſchen ſind von mir gegangen;
Entlaubt und arm iſt meine Zeit!

Ach! Scheideſtunden ſind das herbe Wetter,
Das nächtlich, wie ein tief verhüllter Geiſt,
Durch unſre Gärten fährt, und friſche Blätter
Vom grünen Baum des Lebens reißt.

So kann und darf nichts Heiliges verwehen!
Verſinken nichts, was Himmelsblüten treibt!
Ob auch hinweg geliebte Menſchen gehen:
Die Liebe ſelbſt, die hohe, bleibt!

Raiſa.

Ein Wetter raſet durch das Dunkel
Der Nacht, die donnernd wiederhallt;
Vom Himmel blickt kein Sterngefunkel,
Und Regenſturm zerreißt den Wald.

Ein jedes Leben ruht geborgen,
Und bang' verkriecht ſich jeder Wurm;
Nur Raiſa trägt ein Herz voll Sorgen
Hinaus in den empörten Sturm.

Sie hört nicht, wie vom Donnerſchlage
Die weite Felſenküſte dröhnt;
Sie hört nur ſich, nur ihre Klage,
Die aus der tiefen Bruſt ertönt.

Und dunkler, als der Himmelsbogen,
Iſt von dem nächtlich finſtern Schmerz
Ihr ſchönes Jugendaug' umzogen,
Und laut und ängſtlich ſchlägt ihr Herz.

Sie reißet ſich durch den verworrnen,
Durchnäßten Buſch, und ihre Bruſt
Und ihren Hals zerfleiſchen Dornen;
Doch fühlt ſie nicht den Blutverluſt.

Am Meere ragt ein Felſenrücken
Vor allen Höhen ſchwarz hervor,
Da windet, zwiſchen Felſenſtücken,
Die arme Raiſa ſich empor.

Sie blickt, vom lauten Sturm umfangen,
Hinunter in die grauſe Wuth
Beſchäumter Wellen, und die Schlangen
Der Blitze ziſchen auf der Fluth.

Die Fiſcher — trotz dem wilden Grimme
Des Sturms, der mit den Wellen rang —
Vernehmen Raiſa's ſüße Stimme,
Die von dem Felſen her erklang.

„Ach, weh mir! weh! ich bin verloren!
Sieh her, wie mich der Schmerz zerfleiſcht!
Ach, hätteſt du mir nie geſchworen!
Wie grauſam haſt du mich getäuſcht!“

„Du, den mein Blick ſo freundlich grüßte,
Wie Blumenglanz und Sonnenſchein,
Du läſſeſt jetzt, in dieſer Wüſte
Der Dunkelheit, mich ſo allein!“

„Ach, könnteſt du das Weh ermeſſen,
Das mich erdrückt mit ſeiner Schmach!
Komm, komm zurück! ich will vergeſſen,
Was mir das Herz im Buſen brach!“

„Eh' du erſchienſt, war Blumenleſen
Mein Thun, und Unheil kannt' ich nie.
Bei Gott! ich war ein glücklich Weſen!
Die Eltern liebten mich, ich ſie.“

„Du kamſt! ach, da vergaß ich Beide,
Vergaß mein Jugendſpiel, und hing
An dir, du meine Augenweide,
Du, der mein ganzes Herz umfing!“

„Es war, als ob das Wort der Liebe,
Dieß ſüße: „„Raiſa, du biſt mein!““
Die Seel' aus meiner Seele triebe,
Und in die deinige hinein.“

„Ein Engel ſprach aus deinen Mienen,
Ein Bild von Gottes Herrlichkeit
War mir in deinem Blick erſchienen!
Ich lebt' in einer neuen Zeit!"

„O, hätte doch, im ſüßen Hoffen,
Beſtrahlt von deiner Augen Licht,
Der Streich des Todes mich getroffen:
So wüßt' ich untreu dich doch nicht!"

„Für Raiſa iſt nun kein Erbarmen,
Kein Hoffnungsſtrahl! Dir ruht fortan
Ein andres Mädchen in den Armen,
Das buhlend dich mir abgewann!"

„Ich lag und träumt' in ſüßem Frieden,
Dich hielt' im Arm die Träumerin!
Ich faßte Luft; und mit Chroniden
Entfloh die fremde Buhlerin!"

„Laut rief ich aus! „„O hätt' ich Flügel,
Um meinem Liebling nachzuziehn!""
Ich eilt' hinaus, beſtieg die Hügel —
Und, welch ein Schmerz: ich ſah dich fliehn!"

„Dir, ſüßer Freund, gab ich mein Leben,
Als du mit Liebe zu mir kamſt!
Komm, mein Chronid, zurückzugeben,
Was du mit dir von dannen nahmſt!“

Sie ſprach's und ſtürzt bewußtlos nieder;
Gehemmt iſt ihres Blutes Lauf;
Kalt bebt der Tod durch ihre Glieder;
Doch endlich ſchreit ſie wieder auf.

„Schau, wie ſich meine Sinn' empören!
Mein Odem röchelt dumpf und hohl!
Du hörſt nicht, willſt mich nicht mehr hören:
So ſei es dann — leb' wohl! — leb' wohl!“

„Schwarz iſt die Welt, wie eine Höhle,
Das Leben eine lange Pein;
Nach Ruhe dürſtet meine Seele:
Ihr wilden Fluthen ſargt mich ein!“ —

Sie ſtürzet in die Fluth ihr Leben!
Chronid, dir galt ihr letztes Ach!
Ein Donner, daß die Felſen beben,
Ruft ihren Tod dem Flüchtling nach.

Jetzt richtete die innre Strafe
Sich in Chronidens Bruſt empor;
Sie ſchreckt ihn nächtlich aus dem Schlafe,
Und führet Raiſa's Bild ihm vor.

Ihn faßt die Wuth der finſtern Reue,
Zerſtört ſein ganzes Lebensglück.
Er weint; doch ſeine Vielgetreue
Weint er vom Tode nicht zurück.

Er fluchet ſeiner neuen Liebe,
Reißt los ſich von Ludmillens Hand,
Als ob ein böſer Geiſt ihn triebe.
Er flieht, und ſeine Spur verſchwand.

Likas und Agle.

Der wilde Krieg durchzieht das Land,
Den Fluch des Schickſals auszuſprechen,
Zerreißt ſo manches zarte Band,
Und reiht Verbrechen an Verbrechen!
Auch über dich, o Agle, kam
Ein langer, thränenvoller Gram:
Der Krieg entriß dir, ohn' Erbarmen,
Entriß den Gatten deinen Armen.

Nur dreißig Monden hatte kaum
Das Glück der Liebenden gedauert,
Da ſchwand der ſüße Lebenstraum,
Und Agle weint, und Likas trauert!
Er mußte fort in's Niederland;
Denn König Ludwig war entbrannt,
Den Stolz des Kaiſerthrons zu dämpfen,
Und Oeſtreichs Heere zu bekämpfen.

Da zog der arme Likas hin
Mit ſeines Königs Waffenſchaaren,
Verſprach der Gattin, treuen Sinn
Für ſie im Herzen zu bewahren.
Ihm ruft der Ton des Trommelſchalls;
Das Knäbchen hängt ihm an dem Hals;
Und wer beſchreibt, was Agle leidet?
Ihr Freund, ihr Schutz, ihr Gatte ſcheidet!

Die Sanfte weinet: „Nimm dieß Buch,
Dieß fromme Liederbuch voll Segen,
Den Haarring und dieß Buſentuch,
Und denke mein auf allen Wegen!
O daß ich, wenn du bluteſt, dann
Nicht deine Wunde küſſen kann!
Um dich ſei Gott und ſein Erbarmen!“
Stumm wankt ihr Mann aus ihren Armen.

Fortan war oft ihr Angeſicht
Mit hellen Thränen überſchwommen.
Das Knäbchen ſtammelt: „Weine nicht!
Der Vater wird bald wieder kommen.“

Und wenn das holde Kind ſo ſprach:
Dann war's, als ob das Herz ihr brach,
Als ob der kalte Tod ſie faßte;
Sie bebt' und ihre Wang' erblaßte.

Ihr ſchien der Tag ſo todt und leer!
Des Nachts befragte ſie die Sterne,
Sie kam zu keinen Feſten mehr,
Denn all' ihr Heil verhüllt die Ferne!
Sie ſchloß ſich in ihr Kämmerlein,
Für ihren treuen Likas, ein,
Daß ſich ihr Herz ihm treu bewahre.
So ſchwanden Monden hin und Jahre.

Der Garten grünt im Frühlingshauch;
Und Likas pflanzte dort die Laube!
Ihr blühn vergebens Baum und Strauch,
Vergebens färbt ſich ihr die Traube!
Sie ſah einſt Likas hell im Traum,
Gelehnt an ſeinen Lieblingsbaum;
Sie ſah ihn bleich vom ſtillen Harme,
Und ſich in eines Andern Arme.

„Wie?“ ſpricht er: „Du nicht mehr mein Weib?
Du wärſt die Gattin eines Andern?
Gott zeuge zwiſchen uns! ſo bleib!
Und mich laß fort ins Elend wandern!
Du' weißt, was mir dein Herz verſprach!
O Herz, das ſo die Treue brach!
Mich wird der Kummer bald vernichten;
Und dich mag Der dort oben richten!“

„Nein!“ ruft ſie, „untreu war ich nicht!
Getäuſcht hat mich das Wort der Lüge!
O, warum trug das Angeſicht
Des Frevlers manchen deiner Züge!
Doch war's, als drückte mich ein Fluch!
Der Falſche zeigte mir das Buch,
Und alles, was du mitgenommen!
Wie iſt nun er dazu gekommen?“ —

„Darnieder lag ich fern von hier!
Man glaubt', es würde mit mir enden:
Da wußt' ein falſcher Tröſter mir
Die Heiligthümer zu entwenden.“ —

„Verdamme," fleht ſie, „Agle nicht!
Dein Fluch treff' ihn, den Böſewicht!"
Der Falſche hatt' indeß vernommen,
Der wahre Likas ſei gekommen.

Er naht ſich mit verſtellter Wuth:
„Was willſt du, Bettler? fort, Verbrecher!
Mein iſt das Weib! mein iſt das Gut!
Des Richters Ausſpruch ſei mein Rächer!"
Doch Likas blickt ihn ruhig an:
„Du wagſt es, böſer, falſcher Mann,
Dich ſolcher Lüge zu erfrechen?
Es ſey! der Richter ſoll hier ſprechen."

Man geht; der Streit wird vorgelegt.
Wie weit wird's noch der Falſche treiben? —
Er ſchreiet, wie das Unrecht pflegt,
Das Ohr des Richters zu betäuben;
Allein die Kraft, die Zuverſicht
Der Wahrheit hat ein Angeſicht.
Der wahre Likas ſpricht beſcheiden;
Und wie beredt iſt Agles Leiden!

„Vernehmt mich!“ hub der Richter an,
„Wir könnten Jahre hier verweilen!
Nichts würd' entſcheiden: laßt uns dann
Den Gegenſtand des Streites theilen!
Der Eine nehme Hab' und Gut!
Die Frau der Andre! damit gut!
Seyd ihr mit dieſem Spruch zufrieden?“
Der Falſche ſpricht: „So ſey's entſchieden!“

„Ja,“ ruft er, „ſchöner könnte ſich
Des Richters Weisheit nicht entfalten!
Ich nehme Hab' und Gut für mich,
Und Jener mag das Weib behalten!“
Und Likas ſpricht: „ſo laß es ſein!
Du, Agle, biſt doch wieder mein!
Wir ſind einander nicht genommen!
Dem Räuber wird der Raub nicht frommen.“

„Halt!“ fing der Richter plötzlich an,
Als ſchon ſie von der Bühne traten;
„Halt!“ zürnet er dem falſchen Mann:
„Jetzt hat die Raubſucht dich verrathen!

Du ſollſt der Rache nicht entfliehn!
Herbei, ihr Männer, feſſelt ihn!
Gebt ihm das Zeichen ſeiner Schande!
Dann fort mit ihm aus unſerm Lande!

Du, Likas, nimm, was dir gebührt!
Dein Kummer, Agle, ſey vernichtet!“
Und beide rufen, tief gerührt:
„O, Heil dem Manne, der ſo richtet!“
Der Richter, freundlich winkend, ſpricht:
„Was wäre Recht? Was Richterpflicht,
Die für die Unſchuld nicht entſchiede?
Geht hin! Mit Euch ſey Gottes Friede!“

Die Blume der Lauenburg.

Seht ihr die alte Lauenburg
Hoch auf dem Harze ſchimmern?
Durch Wildniß geht der Weg hindurch
Zu ihren wüſten Trümmern.
Da blühet ein Blümchen um Mitternacht,
Das ſchimmert in blendender Liljentracht.

Es leuchtet einen Stundenſchlag
In's finſtre Thal hinunter;
Dann geht es, wie ein ſtiller Tag
Der Unſchuld, heilig unter;
Dann iſt es, als wandelten Geiſter dort
Um einen geweiheten Friedensort.

Und eine ſanfte Lichtgeſtalt,
Umweht von Himmelsdüften,
Schwingt ſich empor, und wallt, und wallt,
Und ſchwindet in den Lüften.

Es wehet und säuſelt, wie Ferngetön,
Herab aus den Lüften um Thal und Höhn.

Im Thal ſtand einſt ein Hüttchen, klein,
Und grün umrankt und mooſig;
Da blühte Bertha ſtill und rein,
Ein Mägdlein, zart und roſig.
Es mochte gern über den grünen Zaun
Die ſpielenden Lämmer der Wieſe ſchaun.

Der Junker jagte durch das Thal
Nach Hirſchen und nach Rehen:
Da ſah er früh, im Morgenſtrahl,
Am Zaun das Mägdlein ſtehen.
„Was ſchauſt du hier," ſprach er, „am grünen Zaun?
Komm mit mir! dort oben iſt mehr zu ſchaun!"

„Du ſollſt mein trautes Liebchen ſeyn,
Zu ſchön für eine Hütte." —
Doch Bertha ſprach: „Das kann nicht ſeyn!"
Und floh in ihre Hütte.
Da fand ſie die Mutter am ſtillen Heerd:
„Ach, Mutter! der Junker hat mein begehrt." —

„Ob auch der Junker dein begehrt:
Laß dich ſein Schloß nicht blenden!
Schon manche Jungfrau kam entehrt
Zurück aus ſeinen Händen.
O, bringe den Jammer nicht über mich!
Mein Töchterlein, ſäume nicht, rette dich!“ —

„Wohin, o Mutter, retten mich
Vor ſeinem Dienerſchwarme?“
So weinte ſie, und ſtürzte ſich
Der Mutter in die Arme. —
„Ein Kloſter, mein liebliches Töchterlein,
Das hüllt dich in ruhige Schatten ein.“

„Da ſchmücket dich mit keuſchem Glanz
Die Hochgebenedeite;
Da prangſt du mit dem Myrtenkranz
Im Chor der Himmelsbräute;
Da wirſt du in graulicher Mitternacht
Von ſchirmenden Engeln getreu bewacht.“ —

„So führ', o Mutter, führe dann
Dein Kind zur Kloſterſtille,

Daß vor der böſen Welt fortan
Der Schleier mich verhülle!“
Da führte die Mutter das Töchterlein
Zur Stille des Kloſters getroſt hinein.

Und als der Junker das vernahm,
Gebot er ſeinen Leuten,
Das Mägdlein, das ihm ſtill entkam,
Gewaltſam zu erbeuten.
Da wurde das Kloſter wohl hart bedrängt,
Und krachend das eiſerne Thor geſprengt.

Die wilden Räuber ſcheuten ſich
Nicht vor der heilgen Stelle;
Sie riſſen Bertha freventlich
Aus der geweihten Zelle.
Sie ward in der grauſigen Mitternacht
Zur Lauenburg ſtürmend hinauf gebracht.

„Willkommen!“ rief des Junkers Spott,
Den all' ihr Flehn nicht rührte,
„Ich nahm ja nur vom lieben Gott
Zurück, was mir gebührte.

Drum trockne nur immer dein ſchön Geſicht!
Es koſtet das liebliche Leben nicht!“ —

„Du, Sohn Maria's!“ rief ſie laut,
„Du Gottesſohn, o ſende
Mir Hülf', und rette deine Braut,
Daß keine Schmach ſie ſchände!
Ihr Lüfte des Himmels, ihr Blumen, ſprecht!
O ſprecht, wenn kein Rächer die Unſchuld rächt!

Doch ſtill! ich hör' ein leiſes Wort;
Ich darf Erlöſung hoffen.
Ein Engel kommt! ich ſehe dort
Den lichten Himmel offen!“
Begeiſtert ſchon blickte ſie himmelwärts,
Und leiſer und leiſer verſtummt' ihr Herz.

Entronnen aller Erdennoth,
Und aller Schmach entnommen,
Führt ihren Geiſt der Engel, Tod,
In's ſtille Land der Frommen.
Es war eine lichte Geſtalt zu ſehn;
Da wollten die Räuber vor Angſt vergehn.

Und wo ſich Bertha's Auge ſchloß,
Den Raum weiht' eine Blume,
Die lichthell aus dem Boden ſproß,
Zu einem Heiligthume.
Wenn die der verſpätete Wandrer ſchaut,
Dann ruft es ihm nach, wie ein Seufzerlaut.

Sie blinkt alljährlich nur ein Mal,
In nächtlich dunkler Feier,
Still, wie ein ſchauerlicher Strahl,
Vom öden Thurmgemäuer.
Ein Lüftchen umweht ſie, das flüſtert ſchwach
Die ſterbenden Laute der Unſchuld nach.

Seht hin! wo einſt die Feſte ſtand
Mit ihren ſtolzen Thürmen,
Trotzt öde nur noch eine Wand
Der Zeit und ihren Stürmen.
Da blühet das Blümchen um Mitternacht
Im Schimmer der blendenden Liljenpracht.

Robert und Klärchen.

Auf dem Anger war's luftig, und duftig im Hain,
Und röthlich verglimmte der Abendſchein
An wehenden Halmen und Zweigen.
Das Nachtlied der Grille vom blumigten Rain
Durchtönte das heilige Schweigen.

In dem ruhigen Frieden der ſtillen Natur
Ging Robert mit Klärchen hinab in die Flur;
Sie kamen zum Haine der Quelle,
Wo Robert ſich Klärchen auf ewig verſchwur:
Das war eine weihende Stelle.

Dort umnickten ſich Blumen, als küßten ſie ſich;
Ein zärtliches Flüſtern der Huld umſchlich
Die lieblich entflatternden Blätter:
Das machte die Stelle ſo heimlich, und glich
Dem Wandeln der ſeligen Götter.

Und die Nachtigall ſchlug, und die Echo ſchlug nach;
Der Vollmond ſah lüſtern durch's Ulmendach
Vom abendlich dunkelnden Himmel.
Und Robert und Klärchen ergötzte der Bach
Mit fröhlichem Wellengetümmel.

Zwei verſchwiſterte Blumen brach Klärchen jetzt ab,
Und warf in die Fluth ſie vereint hinab,
Und ſahe, wie traulich ſie ſchwammen.
Doch eine löſt bald von der andern ſich ab;
Sie ſchifften nicht weiter zuſammen.

O, da ſeufzte Klärchen das traurige Wort:
„Mein Robert, ach! ſahſt du die Blumen dort
Sich trennen und eine verſchwinden?"
„Da drüben," ſprach Robert, „vielleicht iſt ein Ort,
Sich wieder zuſammen zu finden!"

Da verhüllte das Mädchen das ſchöne Geſicht;
Ihr flimmerte traurig das Mondenlicht;
Vom Waizenfeld ächzte die Grille.
„Mein Klärchen," ſprach Robert, „o weine du nicht!
Die Zukunft deckt heilige Stille." —

Es verſchwanden ſechs Monden, ſie flogen vorbei;
Da wüthet der Krieg, und das Kriegesgeſchrei
Ruft wild den Geliebten zum Streite.
Er weinet: „Mein Klärchen, ich bleibe dir treu!“
Und reißt ſich ihr weg von der Seite.

Doch ſie flehet mit thränenbeſtrömtem Geſicht:
„Mein Liebſter kann lieben nur, tödten nicht!
Fühlt, Männer des Krieges, Erbarmen!“ —
Vergebens! die Männer der eiſernen Pflicht
Entreißen ihn wild ihren Armen.

Die Verlaſſene ringet mit Weh und mit Ach;
Ihr Treuer läßt fern ſchon am Wieſenbach
Sein ſchneeweißes Thränentuch wehen.
Sie ruft noch ein weinendes Wörtchen ihm nach,
Und Robert iſt nicht mehr zu ſehen.

Sie verläßt jeden Abend ihr mütterlich Haus;
Sie geht in die ſtürmende Nacht hinaus,
Und ſetzt auf den Bergen ſich nieder;
Da ſtreckt ſie die Arme nach Roberten aus;
Ihr Lieber kommt nimmermehr wieder.

An dem Zaune das Bächlein, es rinnet und rinnt;
Der Sommer verglühet, der Herbst beginnt;
Die Sonne geht auf, sie geht nieder;
Hin über die Berge ziehn Wolken und Wind:
Nur Robert kehrt nimmermehr wieder.

Wie ein bleichendes Röschen verwelkt sie hinfort.
Einst ging sie zur Quelle des Hains — ach! dort,
Dort sah sie die Blumen verschwinden. —
„Wo ist nun das Drüben? Wo ist nun der Ort,
Wo Robert und Klärchen sich finden?“

So erliegend dem schmerzlichen, liebenden Sinn,
Sank nieder an's Ufer die Dulderin,
Von himmlischen Träumen umgeben.
Der Kuß eines Engels nahm Klärchen dahin,
Enthaucht' ihr das trauernde Leben.

Still besuchet ihr Grabmahl die säuselnde Luft;
Zwei Linden umblühn es; in Lindenduft
Ist Klärchen zur Ruhe bestattet.
Da schläft sie den heiligen Schlaf in der Gruft,
Von Sinngrün und Veilchen beschattet.

Nach verſchollenen Jahren kam Robert zurück,
Mit ſchwindendem Leben im düſtern Blick,
Mit Wunden vom blutigen Streite.
Sein Klärchen iſt hin: er erliegt dem Geſchick,
Und ſchlummert nun Klärchen zur Seite.

An den Gräbern zieht Abends ein Nebel dahin.
Einſt ſah eine blühende Schäferin
Den Nebel ſich langſam entfalten;
Sie ſah mit begeiſtertem, liebendem Sinn
Zwei dämmernde, ſtille Geſtalten.

Jenny.

Wenn heim die Heerden ſind von ihren Weiden,
Und ſich die Welt in ſüßen Träumen wiegt:
Dann wein' ich noch, verhüllend ſtille Leiden,
Indeß bei mir mein guter Robert liegt.

Er iſt ſo gut! Ach, könnt' ich ihn nur lieben!
Du, Wilhelm, biſt gefährlich meiner Pflicht,
Biſt tief im Herzen mir zurück geblieben;
Vergeſſen ſollt' ich dich, und kann es nicht! —

Zu liebevoll kam Wilhelm mir entgegen;
Mein Herz gab willig ſeinen Wünſchen nach;
Er warb um mich und meiner Eltern Segen,
Er arm, ich arm, und meine Eltern ſchwach.

Er ging, ein kleines Glück ſich zu erwerben,
Um mir und meinen Eltern es zu weihn.
Sein letztes Wort war: „Jenny, ſollt' ich ſterben:
So denke mein!" — Zu oft nur denk' ich ſein!

Er ging zur See — und, wie vom Tod umfangen,
Verſank mein Geiſt in tiefe Finſterniß.
Mein Loos war hart; und meine Aeltern rangen
Mit Dürftigkeit, die mir das Herz zerriß.

So harrt' ich, ſtill der ſüßen Hoffnung pflegend:
Fern blieb die Hülfe, näher drang die Noth;
Und endlich kam aus einer fernen Gegend
Ein Unglückswort, verkündend Wilhelms Tod.

Mich traf dieß Wort, wie ſchnelles Blitzgeſchmetter;
Und als die Zukunft drohend vor mir ſtand:
Da bot ſich Robert an zu unſerm Retter,
Und bat zum Lohn dafür um meine Hand.

Wohl hatte Robert meinen Dank erworben.
Ich gab ihm meine Hand, nur Liebe nicht:
Die Liebe war mit Wilhelm mir entſtorben;
An Robert knüpfte mich die kalte Pflicht.

Mir war's, als ob ich aus dem Leben ſchiede;
Doch barg ich tief im Innern meinen Gram.
Aus meinen Blicken ſprach der heitre Friede,
Der nie zu meinem Herzen wieder kam.

Ach! Wilhelm war der Traum in meinem Schlummer;
Auch dieſer Troſt — wie oft entfloh er mir!
Einſt ſaß ich, tief verſenkt in meinen Kummer,
Im Abendlicht vor meiner Hüttenthür:

Es kam ein junger Mann daher gegangen: —
Ach! Wilhelm war's, er war's an Wuchs und Gang.
Ein Flammenfeuer brannt' auf meinen Wangen;
Mir ſchlug das Herz, das mit dem Schrecken rang.

Er nahte ſich. Was ſollt' ich jetzt beginnen?
Entfliehn wollt' ich vor ſeinem Angeſicht.
Ein Aufruhr war in allen meinen Sinnen.
„Ach, Wilhelm!" rief ich — mehr vermocht' ich nicht.

Es ſanken alle meine Kräfte nieder,
Ich war des Lebens mir icht mehr bewußt;
Und wie vom Traum erwacht' ich endlich wieder
In Wilhelms Arm, den Kopf an ſeiner Bruſt.

„O, Wilhelm," rief ich, „laß die Hoffnung fahren!
Fort! fort! dich lieben darf ich nicht fortan.
O, hilf die Pflicht der Treue mir bewahren!
Dich glaubt' ich todt, und Robert iſt mein Mann!"

Der Arme ſtand, und konnte ſich nicht faſſen.
„So laß mich,“ weint' er, „laß mich denn vergehn!
Ich muß — ich will auf ewig dich verlaſſen!
Leb' wohl!“ — Er ging, und ward nicht mehr geſehn.

Romanze.

Auf dem Berge dort oben, da wehet der Wind;
Da ſitzet Mariechen, und wieget ihr Kind.
Sie wiegt es mit ihrer ſchneeweißen Hand,
Den Blick in die Ferne hinaus gewandt.

In die Ferne hinüber ſchweift all ihr Sinn;
Ihr Lieber, ihr Treuer, der ging dahin!
Sonſt ging er, ſonſt kam er; nun kommt er nicht mehr!
Nun iſt's um Mariechen ſo todt und ſo leer!

In den Buſen, da fallen die Thränen hinein;
Da trinkt ihr Kindlein ſie ſaugend mit ein.
Es ſchmeichelt der Mutter die kindliche Hand;
Ihr Blick iſt hinaus in die Ferne gewandt.

Ach, wie ſauſend wehet der Wind und kalt!
Mariechen, dein Liebſter ging aus in den Wald;
Ihm reichten die tanzenden Elfen die Hand;
Er folgte der lockenden Schaar, und verſchwand.

Auf den Bergen dort oben, da wehet der Wind;
Da ſitzet Mariechen, und wieget ihr Kind,
Und ſchaut in die Nacht hin, mit weinendem Blick.
Dahin ging ihr Liebſter, und kehrt nicht zurück!

Die Dämoneninsel.

1.

Miron kam vom Opferfest
Einer Insel hergezogen;
Plötzlich rast ein Sturm, und läßt
Seine Wuth aus an den Wogen,
Und kein Anker hält mehr fest.

Als ihn so von Strand zu Strand
Wog' und Sturm verschlagen hatten,
Nahm — ihm gänzlich unbekannt —
Endlich ihn in seine Schatten
Ein dämonisch Inselland.

Für sein Schiff, das unhaltbar
In dem Kampfe mit den Wellen
Und dem Sturm geworden war,
Beut ihm, um es herzustellen,
Gutes Holz die Insel dar.

Welch ein liebliches Gemiſch
Feiner, wonneſüßer Düfte
Athmet jedes Lenzgebüſch!
Alles: Blumen, Licht und Lüfte,
Alles dünkt ihm zauberiſch.

Eine Warnungsſtimme ſpricht:
„Fürchte dieſe fremden Küſten
Und dieß ſüße Zauberlicht!
Jüngling, laß dich nicht gelüſten!
Traue dieſem Frieden nicht!

Blinder Muth im fremden Raum
Kann ſich nur mit Unheil lohnen!“ —
Dennoch, angelandet kaum
Auf der Inſel der Dämonen,
Fällte Miron einen Baum.

Da verwandelt ſich der Kreis
Seiner friedlichen Gefühle,
Die er wohl zu deuten weiß;
Selbſt die Luft der Abendkühle
Brennt ihm Stirn und Wangen heiß.

Schon verkündet die Gefahr
Sich in fernen Donnertönen;
Reuvoll beut er, den Altar
Der Dämonen zu verſöhnen,
Einen Baum der Heimath dar.

Die Orakelſtimme ſpricht:
„Solch ein Baum, den Liebe weihte,
Sei das Opfer deiner Pflicht!
Götterzorn iſt das Geleite
Deß, der ein Gelübde bricht!“

Löſen ſoll er dieſes Band,
Eh' er ruht bei ſeinen Laren;
Und nur ſo läßt ihn der Strand
Der Dämoneninſel fahren;
Er erreicht das Heimathland.

Werthen Stellen wieder nah,
Kommt, auf wohlbekannten Wegen,
Er zu einer Buche; da
Tritt ihm Lyda nun entgegen,
Schön, wie er ſie nimmer ſah.

Lyda nickt ihm freundlich zu:
„Fragſt du denn nicht, was ich machte?
Nicht, an wen ich in der Ruh
Meiner Lebensſtille dachte?
Das, du böſer Menſch, biſt Du!“

Miron ſprach: „Mit bangem Blick
Schau' ich noch in die Gefahren,
So ich überſtand, zurück.
Viel geduldet, und erfahren
Hab' ich manches Mißgeſchick.“ —

Lyda, wie ein Roſenſtamm
Ueppig blühend, und nicht minder
Arglos fröhlich, wie ein Lamm;
Beide hatten ſchon als Kinder
Braut geſpielt und Bräutigam.

Mit ihr wandelt er ſodann,
Beide wandeln froh zuſammen;
Unter Fragen: Wo? und wann?
Zünden ſich geheime Flammen
Still in Beider Herzen an.

Seitdem fand nun Lyda fein,
Mit dem ſchönſten Schmuck des Haines,
Morgens früh vor Sonnenſchein,
Immer ſchon bekränzt ihr kleines,
Grün umranktes Fenſterlein.

Leiſ' aus ihrer Hütte fort
Schleicht ſie zu der lieben Buche,
Nicht, als ob ſie an dem Ort
Irgend etwas eben ſuche;
Doch ſie fand den Miron dort.

Goldne Zeit der Liebe, du
Weckteſt, daß ſie ſich erneue,
Deine Welt aus öder Ruh.
Da, da ſchwur auch Lieb' und Treue
Miron ſeiner Lyda zu.

„Miron," — rief ſie, „mein! ich dein!
Wie ein Doppellied durchdringet
Mich das Heil: mit dir zu ſein!
Meine ganze Seele klinget,
Wie ein Liederfeſt im Hain." —

Sitte war's auf Lydas Flur,
Wenn sich Liebessinn vermählte,
Daß er fromm und einfach nur
Einen Baum zum Tempel wählte,
Wo er seinen Bund beschwur.

Und sie weiht den schönen Raum,
Den sie heilig pflegen wollte,
Weiht' ihn mit dem schönsten Traum,
Den die Zeit erfüllen sollte,
Festlich ein zum Tempelraum.

Auch die Buche weiht sie ein!
Alle Frühlingssänger sangen —
„Lerchen, ihr sollt Zeugen sein!" —
Aber Miron schaut befangen
In das Weihefest hinein!

„Blicke, Liebster, blick' empor!
Höre diese Brautgesänge!" —
Aber seinem innern Ohr
Schweben die Orakelklänge
Der Dämoneninsel vor.

2.

Nicht mehr blühten frisch und klar
Lydas jugendliche Wangen;
Ueber ihren Frieden war
Eine böse Zeit gegangen,
So ihr Schmerz und Leid gebar.

Einsam wankt sie hin und her;
Und bei'm Klang der Lerchenlieder
Wallt ihr Busen bang und schwer,
Seufzend wallt er auf und nieder;
„Miron! Miron!" seufzet er.

„Meine Freudenwelt zerstört,
Oed' und starr, wie Todtengrüfte!
Ach! ich rufe, wie bethört,
Lüfte, seid ihr jene Lüfte,
Die da seinen Schwur gehört?"

„Tragt ihm hin mein seufzend Ach!
Lüfte, macht euch auf, und eilet!
Rufet sein Gedächtniß wach!
Wo er wandelt, wo er weilet,
Rufet seinen Schwur ihm nach!"

„Mahnt ihn an den Bundestag,
Der da durch die Buche glänzte;
Rings die Flur ein Festgelag,
Das der Blumenmond bekränzte,
Und die Luft voll Lerchenschlag.“

„Da! da schlug mein Herz so froh,
Wie der Schlag der Lerchenlieder!
Ihr geliebten Lerchen, so
Sanget ihr nun nimmer wieder,
Seit mein Leben mir entfloh!“

„Wahrer Tod ist solcher Gram;
Nur die Freud' ist wahres Leben,
Die mit Miron zu mir kam!
Wer kann die mir wiedergeben?
Er nur, der sie mit sich nahm!“

„O, wie war die Zeit so schön,
Als mich seine Lieb' entzückte!
Da erklang von Thal zu Höhn,
Die der Frühling heller schmückte,
Liebeseliges Getön!“

„Wo ich ihn zuerſt geſehn,
Wo er Blumen mir gebrochen,
Die noch dürr am Fenſter wehn:
Da kommt mir ein innres Pochen,
So, als müßt' ich dran vergehn!"

„Irr' ich mit verſtörtem Sinn
Zu der Mahlſtatt ſchöner Stunden:
Weh, der armen Wandlerin!
Der geweihte Baum verſchwunden!
Alles, Alles iſt dahin!"

„Hält die Liebe ſo ihr Wort?
Nein, ich kann, ich kann's nicht faſſen!
Meine Buche mußte dort
Sich zur Barke machen laſſen,
Und ſie trug den Liebling fort!"

„Ach, mein Herz! entfernt von dir,
Kämpft er mit des Meeres Winden!
Was denn ſucht er fern von hier?
Konnt' er mehr als Liebe finden?
Liebe fand er ja bei mir!"

„„Arme Lyda, ein Gelübd'
Hat ihn weg von dir gezogen!
Fromme Pflicht, getreu geübt,
Macht die Götter uns gewogen,
Ob ſie auch das Herz betrübt!““ —

„Hat ihn eine fromme Pflicht,
Ein Gelübd' ihn fortgetrieben?
Fromme Pflicht, die Herzen bricht,
Können nicht die Götter lieben!
Nein, dieß dürfen Götter nicht!“ —

„„Lyda, Götterzorn iſt hart!
Lyda! Lyda! nicht vermeſſen!““
Aber die Verlaſſne ſtarrt,
Aller Götter Macht vergeſſen,
In die öde Gegenwart.

Troſtlos irrt ſie an den Strand,
Troſtlos wankt ſie auf und nieder:
„Meer, du haſt ihn mir entwandt!
Wo er weilet, gieb ihn wieder
Mir zurück, du fremdes Land!

„Könnten dieſe Arme ſich
Einmal nur um ihn noch winden!
Doch ſein Auge würde mich
Nicht mehr ſchön und lieblich finden!
Meiner Augen Glanz entwich!“

„Jede Roſ' iſt vom Geſicht
Auf der Thräne weggeſchwommen,
Die aus meinem Herzen bricht.
Lenz und Lerchen ſind gekommen,
Er, mein Miron, er kam nicht!“

„Das iſt — o, wie nenn' ich's doch! —
Ich bin ihm getreu geblieben!
Selbſt im Tode werd' ich noch
Ihm verzeihen und ihn lieben!
Sagt's, ihr Lerchen, ſagt's ihm doch!“

3.

Miron, fern im Zauberhain
Eines fremden Inſellandes,
Löſet ſein Gelübd', allein

Sonder eingedenk des Bandes,
Das an Lyda mahnt, zu seyn.

Da nun hat er opfernd baar
Abgethan, was Pflicht gefodert;
Die geweihte Buche war
In der Schiffsform aufgelodert
Am dämonischen Altar.

Zu dem lockenden Getön
Seines Opferfestes waren
Angelangt von Thal und Höhn
Wohlgeschmückte Nymphenschaaren,
Alle neugierreich und schön.

„Jüngling, rüste dich mit Muth!
Sieh, es nahet deinen Lippen
Sich ein Kelch, voll Zaubergluth!
Wag' es nicht daraus zu nippen!
Jüngling, sey auf deiner Hut!" —

Aber achtlos, wie er war,
Dreht er ſich im wilden Reigen
Einer bunten Nymphenſchaar,
Seine innern Stimmen ſchweigen;
Ihn umringet die Gefahr.

Frei iſt er; kein heilig Wort
Zwingt ihn mehr, ſich aufzuhalten;
Dennoch weilt er an dem Ort,
Wo die finſtern Mächte walten,
Wie gebunden, fort und fort.

Will mit Lyda's Huldgeſtalt
Die Erinnrung ihn beſchleichen:
O, dann muß die Fromme bald
Einem wildern Taumel weichen,
Einer ſündlichen Gewalt.

Immerdar und immerhin
Hält ihn, wie an Zauberbanden,
Welche mächtig ſeinen Sinn,
Mächtig ſeinen Geiſt umwanden,
Mirtilis, die Zauberin.

Einſt an einem muntern Bach
Schauet er dem Wellenſchwimmen,
Das gen Weſten eilte, nach;
Plötzlich werden Lerchenſtimmen
In den hohen Lüften wach.

Welch ein Ruf! und ihn befällt
Wunderbar ein dumpfes Schrecken.
„Ja, ihr Zeugen, ſeyd beſtellt,
Aus dem Zauber mich zu wecken,
Der mich hier gefangen hält!“

Tief von innerm Schmerz beſiegt,
Wird ſein Auge trüb' und trüber,
Und ſein Herz im Blicke fliegt
Weſtlich in das Meer hinüber,
Wo die theure Heimath liegt.

Lyda ſchwebt ihm vor. Ihr Schmerz,
Seine ganze Seel' entführend,
Fällt ihm, wie ein Fluch, an's Herz,
Und ihr Blick, ſo ſanft und rührend,
Zieht ihn mächtig heimathwärts.

Schon vorbeigegangen war
Manches Schiff; er war geblieben,
An dem Orte der Gefahr;
Endlich kam ein Schiff getrieben,
Das ein Räuberfahrzeug war.

Und es naht und naht ſich ſchon.
„Männer!“ ruft er, „laßt euch rühren,
Einen armen Unglücksſohn
Seiner Heimath zuzuführen!
Ich verſprech' euch guten Lohn!“

„Sey dann, nehmet ihr mich auf,
Sey mit euch der Götter Gnade!“ —
Und das Schiff lenkt ſeinen Lauf
Zum dämoniſchen Geſtade,
Und der Räuber nimmt ihn auf.

Spricht zu ihm das Schreckenswort:
„Laß die Heimathhoffnung ſchwinden!
Sollſt in einem guten Port
Irgend eine Heimath finden“ —
Und ſo flog das Fahrzeug fort.

„Weh!“ ruft Miron, „Böſewicht!
Wer wird einſt an dir mich rächen!
Götter ſitzen zu Gericht!
Fluch ereilet das Verbrechen!
Straflos bleibt die Sünde nicht!“ —

Und der freche Mann erklärt:
„Macht die Knechtſchaft ſolche Qualen;
Nun ſo magſt du deinen Werth,
Meiner Schätzung nach, bezahlen;
Mehr wird nicht von dir begehrt!“ —

Während er ſo höhnt und lacht,
Zieht das Schiff mit guten Winden.
Abend wird's, ein Sturm erwacht;
Wie aus tauſend Feuerſchlünden,
Donnert die Gewitternacht.

Schwarz verhüllt die Sternenwelt,
Und das Meer, ein unermeßlich
Weites Grab, das ſteigt und fällt,
Augenblicklich, aber gräßlich
Von dem Wetterſtrahl erhellt.

Will Oceaniden-Wuth
Eine Welt darnieder würgen?
Taumelnd raſ't die Wogenfluth,
Gleich lebendigen Gebürgen,
Schimmernd von der Blitze Gluth.

Sturmwind, der von Oſten pfiff,
Heulet ſpottend in's Gewinſel
Auf dem Schiff, und jagt das Schiff,
Dicht an Mirons Heimathinſel
Schmetternd auf ein Felſenriff.

Und die alte Klippe kracht,
Von Getrümmer rings umſchwommen;
Kaum iſt, als der Tag erwacht,
Kaum ein Leben iſt entkommen
Dem Verwüſtungsgräul der Nacht.

4.

Lyda's Seele zagt und klagt,
Durch die grauſen Nachtgeſpenſter
Eines Traums emporgejagt,

Eh' noch um ihr Hüttenfenſter
Leiſes Morgenſchimmern tagt.

Miron war im Nachtgeſicht
Als ein Todter ihr erſchienen,
Mit den Augen ohne Licht,
Mit den ſtarren, kalten Mienen:
Dieſer Traum verläßt ſie nicht!

Und ſie ſpringt vom Lager auf,
Wankt, im Innerſten vernichtet,
Zu der Gartenhöh' hinauf,
Schauet wild umher, und richtet
Dann zum Meer hin ihren Lauf.

Ohne Ziel und ohne Bahn
Wird ſie fort und fort getrieben;
Und in ihrem finſtern Wahn
Sieht und hört ſie nicht die Lieben,
Welche ſich ihr tröſtend nahn.

Mit ſchon halb erloſchnem Blick
Schaut ſie in die wilden Wogen.
„Ihr habt grauſamlich das Glück

Meines Lebens mir entzogen,
Wellen, gebt es mir zurück!“

„Gebt den holden Mann zurück!
Laßt mich ihn noch einmal sehen!
Sollt' ich auch im Augenblick
Dieser Wonne untergehen:
Gönnet mir das kurze Glück!“ —

Starr dem Meere zugewandt,
Bebt sie, ängstlicher beklommen. —
Sieh! was treibt dort an den Strand!
Ach! ein Leichnam kommt geschwommen,
Und ihn wirft die Fluth an's Land!

Dicht vor ihren Füßen da
Legt die Fluth den Leichnam nieder.
Dem Versinken ist sie nah,
Wankend flieht sie, naht sich wieder —
Götter! was erblickt sie da!

Miron ist es! „Dies Gesicht“
Schreit sie jammernd auf — „die bleiche,
Schweigende Gestalt, sie spricht:

„„Miron bin ich! Mirons Leiche!““ —
Hört ihr, Schweſtern, ſeht ihr's nicht?“

„Dieſe Lippen, einſt ſo roth,
Wie von Roſenblut umfloſſen,
Seht, wie bleich, wie ſtumm, wie todt!
Und das Auge zugeſchloſſen,
Das ſo holde Grüße bot!“

„Wie nur, ach, wie kann das ſeyn!
Oeffne dich, du Strahlenauge,
Daß ich tief in mich hinein
Licht aus dir und Leben ſauge!
Oeffne deinen Sonnenſchein!“

„Alles hin! die Pein nur wühlt
Tief in meines Lebens Grunde!
Was mein armes Herz noch fühlt,
Fühlt ſich an, wie eine Wunde,
Deren Schmerz die Gruft nur kühlt!“ —

Furchtbar ſchaut ſie her und hin;
Furchtbar ruft ſie: „Schwarz verhangen
Iſt die Todtenpflegerin!

Iſt die Sonne weggegangen?
Wüſt und finſter iſt mein Sinn.“ —

Und ſie faßt die kalte Hand,
Wirft ſich auf die Leiche nieder;
Schon dem Leben halb entwandt,
Starren zuckend ihre Glieder,
Bis ſie plötzlich ſich ermannt.

Und mit halb erſticktem Laut
Ruft ſie: „Auf, zur Hochzeitfeier!
Miron iſt mir angetraut!
Gebt mir meinen Hochzeitſchleier!
Auf, ihr Schweſtern! ſchmückt die Braut!“

„Nein! nicht auf! — nein, erdenwärts!
Weg! hinweg mit Freud' und Tanze!
Komm! du ſüßer, letzter Schmerz! —
Windet Rosmarin zum Kranze —
Mir und ihm!“ — Da brach ihr Herz. —

Wohl mit manchem Liebespfand
Und mit reichen Blumengaben,
So die Lieb' in Kränze wand,

Wurden beide hinbegraben,
Wo zuvor die Buche ſtand.

Veilchen wirft der Lenz dort ab;
Aus der Buche Wurzel ſprießen
Junge Reiſer um das Grab
Beider Liebenden, und gießen
Sanfte Schatten drauf herab.

Wenn der letzte Strahl entflieht,
Wandelt dort ein leiſes Beben,
Das durch Laub und Blumen zieht,
Gleich der Luft, in der das Leben
Eines Harfentons verſchied.

Das Geſpenſt.

Es ſaß ein erwählter, vertraulicher Kreis,
Bei verſchloſſenen Thüren und Fenſtern;
Man horchte ſich, willig, bald kalt und bald heiß,
Beim Erzählen von grauſen Geſpenſtern.

Beſonders erzählte Sebaldus gar viel
Von dem Spuk bei vergrabenen Schätzen.
Begeiſtert vom Beifalle trieb er ſein Spiel
Mit den Frauen und ihrem Entſetzen. —

„O, laſſen wir, Freunde, den traurigen Scherz
Mit den Geiſtern!“ ſo meinte Nanette —
„Er preßt ja mit Zittern und Zagen das Herz,
Und man geht nur mit Grauen zu Bette.“

Doch unſer Sebaldus behauptet das Wort,
Wie empört auch Nanette mag ſchelten;
Da machte dann liſtig Nanette ſich fort,
Dem Erzähler den Spaß zu vergelten.

Sie bauet von Stroh eine Unholdgeſtalt,
Und die ſtellt ſie, beim Nachtlampenſchimmer,
Vor eigenem Graun und Entſetzen eiskalt,
Dem Sebaldus vor's einſame Zimmer.

Nun bringt ſie dem Kreiſe die Nachricht zurück,
Daß es zwölfe geſchlagen ſchon hätte;
Man wünſchet zum Geiſterbeſuchen ſich Glück:
Und ſo geht man recht luſtig zu Bette.

Sebaldus erblickt nun die Unholdgeſtalt,
Und erräth, wer den Streich ihm geſpielet.
„Nanettchen! Nanettchen! es trifft vielleicht bald
Das Geſchoß dich, womit du gezielet!“ —

Er läßt von dem Diener ſogleich ſich hinein
In das raſchelnde Strohgewand ſchnüren,
Und ſo, bei des Nachtlichts erlöſchendem Schein,
Vor Nanettchens Schlafkämmerlein führen.

Da kommt nun Nanette, ganz unverzagt,
Und berichtet, im Gehn, den Geſpielen,
Welch einen gar liſtigen Streich ſie gewagt
Dem Geſpenſterfreunde zu ſpielen.

„Und was ſollſt du? Brigitte, ſprich!“
Verſetzt der Paſtor, „haſt du dich
Vielleicht des Antrags gar zu ſchämen?“
„Ach, nein, Herr Paſtor, nein, das nicht!“ —
„So will er dich zur Gattin nehmen;
Mich dünkt, das ſagt mir dein Geſicht.“ —
„Ei nun, Herr Paſtor, ja! zur Frau will er mich nehmen! —
Er könnte ohne mich, verſichert er, nicht ruhn,
Er würde ſich zu Tode grämen. —
Was rathen Sie, was ſoll ich thun?“ —

„Berathe dich mit deinem Herzen,“
Spricht Paſtor Lobeſan, „und höre, was das ſpricht.“ —
„Herr Paſtor,“ lächelt ſie, „Sie ſcherzen!
Das Ding verſteht ja ſo was nicht.“ —

„So höre dieſen Rath: wenn's früh zur Kirche läutet,
So geh' vor's Dorf, und tritt auf unſern Oſtberg hin,
Um den ſich das Geläut ſo wunderbar verbreitet,
Als ſpräch' ein Stimmenton darin.

Da kannſt du dir am beſten Raths erholen;
Wenn's klinget: Nimm ihn! nimm ihn! — ſchön!
So nimmſt du ihn, und damit Gott befohlen!
Doch klingt es: Nimm ihn nicht! ſo laß den Burſchen gehn.“ —

Kaum ſchimmerte der Sonntagsmorgen
So roth, wie ihre Wang', ihr kleines Fenſter an,
So flogen ſchon Brigittens liebe Sorgen
Den wunderbaren Berg hinan.
Sie horcht auf jeden Ton vom weiten,
Und immer, immer will's nicht läuten.
Sie blickt, und blickt umſonſt den alten Kirchthurm an.
Ein jegliches Gebell, ein jegliches Gewieher
Scheint ihr beginnendes Geläut. —
Sonſt läutete der Kantor früher;
Du lieber Gott! — was zögert er denn heut'? —

So hofft und harrt die bange Schöne.
Doch endlich — horche: bim bim bim: —
Ja, ja, das iſt das lang erwartete Getöne! —
Ganz deutlich klingt es: „Nimm ihn, nimm!“

Macht der Gewohnheit.

Die Hoffnung, ſchön, wie unter Roſen
Ein jugendlicher Morgentraum —
Wie reizend naht ſie ſich! — Doch kaum
Beginnet ſie uns liebzukoſen:
So läßt ſie ſchon den Freudeloſen,
Verlaßnen ſtehn im öden Raum!
Auch Lieb' und Freud', ihr reinſtes Feuer
Erliſcht oft, kaum erſt angefacht!
Nichts widerſteht der Stunden Macht! —
Gewohnheit nur begleitet treuer
Uns bis zur letzten dunkeln Nacht.
Im Hüttenraum, wie auf dem Throne,
Herrſcht ihre milde Kraft; ſie bricht
Die Spitzen von der Dornenkrone,
Die ein gequältes Haupt umflicht.
Zwar dieſe Milderung der Qualen
Des Kummers läßt ſie ſich, gerecht,
Von jedem Freudenkelch bezahlen,

Wo ſie, bei ſchwelgeriſchen Mahlen,
Die Luſt im Vollgenuſſe ſchwächt.
Doch liebt ſie, Theures zu bewahren,
Schlingt feſter ein geliebtes Band.
Was je verwaiſ'te Lieb' empfand,
Das, guter Tim, haſt du erfahren,
Als dir dein Heiliger verſchwand.

Tim brachte betend jeden Morgen
Dem heilgen Lorenz ſeine Sorgen
Und ſeine frommen Wünſche dar.
Vor allen Dingen nie vergeſſen
Ward ſeines Heiligen Altar,
So ſehr das Bild auch ſchon zerfreſſen
Von ſchnödem Wurmgeſindel war.
Schon hatt' er einen Arm verloren;
Was ihm an Gliedern auch gebricht:
Ihn hat ſich einmal Tim erkoren,
Ihm dienen, iſt ihm heilge Pflicht.

Den Vater beſſer zu erbauen,
Läßt ihm der Sohn, von guter Hand,
Den Birnbaum, der im Hofe ſtand,
Zu einem heilgen Lorenz hauen,

Und ſtellt, mit kindlich frommem Sinn,
Ganz heimlich in der Hauskapelle
Den neuen Lorenz an die Stelle
Des alten, halbzerfallnen hin,
Und bringt die ſtaubigen Ruinen
In einen obern Raum hinauf;
Die Hauskapelle putzt er auf,
Um recht viel Dank ſich zu verdienen.
Am nächſten Morgen geht ſodann
Der Vater zur gewohnten Stelle:
Da blickt ihn aus der kleinen Zelle
Der unbekannte Lorenz an.
An Den ſoll ſein Gebet ſich wenden?
Das kann's nicht! lieber bleibt es ſtumm.
Er murmelt leiſe: „Weh den Händen,
Die das gethan!" und kehret um,
Und ſucht im Hauſ' an allen Enden
Nach ſeinem Heiligen herum.
Nichts konnte ſchmerzlicher ihn kümmern!
Er fühlt allein, was er verlor;
Drei Treppen quält er ſich empor,
Da trägt er den verworfnen Trümmern
Den Inhalt ſeiner Seele vor.

Drob fragt der Sohn ihn ſehr bekümmert:
„Gefällt euch, lieber Vater, nicht
Das neue Lorenzangeſicht?
Der alte war ſo ganz zertrümmert!“
Der Vater wendet ſich und ſpricht:
„Der Alte ſegnete noch immer
Auch mit der Einen Hand mein Haus;
Das Neue wird das Alte nimmer;
Ich bin ja ſelbſt nur eine Trümmer;
Der Alte hielt mit mir ſchon aus.
Der Neue mag Den nicht vertreten,
An den mein Herz ſich einſt gewandt:
Wie kann ich zu dem Heilgen beten,
Den ich als Birnbaum noch gekannt!“

Der Dämon.

Ein Dämon trat mit Stolz zu einem Throne.
Der Fürſt war jung, der eben ihn beſtieg;
Und jener zeigt' ihm eine Lorbeerkrone.
„Die," ſprach er, „die bekränzt den Sieg."

„Es ſtarrt ja Blut an dieſen ſchönen Blättern!"
Der Dämon ſpricht: „Das iſt nur Feindes-Blut!
Ich bin der Ruhm; mein Kranz begeiſtert zu dem Muth,
Dem Heldenmuth, die Feinde zu zerſchmettern!"

„Ich habe keinen Feind!" — verſetzt der Purpurmann.
Sataniſch fing der Unhold an zu lachen:
„Nur Wollen gilt es, und man kann
So viel man braucht, ſich Feinde machen."

„Kann man nichts Beſſ'res thun?" — „Nichts, was
ſo reizend glänzt,
Als eine Stirn, der ich die Krone winde.
Dich ſchreckt vielleicht der finſtre Name Sünde?
Sie ſey nur groß genug: ſo wird ſie laut bekränzt."

Die Echo.

Es blühten junge Myrtentriebe
In einem Hirtenthal empor,
Wohin ſo gern die ſtille Liebe
Mit ihren Träumen ſich verlor.

Die Lüfte, die vom Hügel kamen,
Verweilten im Vorüberflug,
Und horchten nach dem holden Namen,
Den ſie auf leiſen Lippen trug.

Den Namen Alys ſang Cybele,
Der, wenn er durch die Zweige klang,
Wie ein Triumph der Philomele,
Zur nachbarlichen Echo drang.

Und die verrieth ihn wilden Faunen! —
Das Heilge wird entweiht, entſtellt,
Wenn's unter die verworfnen Launen
Der zügelloſen Rohheit fällt.

Die Liebe klagt beim Gott der Götter
Die Echo an; und plötzlich wacht
Ein Donner auf, daß mit Geſchmetter
Der Fels der Echo niederkracht.

Die Faune, wie geſchreckte Schafe,
Zerſtreun ſich in den wilden Hain;
Die Echo wird verdammt zur Strafe,
Die Knechtin eines Hofs zu ſein.

Zuvor wird ſie vom Sturm zerriſſen;
Und ſo vervielfacht, darf ſie nun,
Wie ein beladenes Gewiſſen,
Fortan nicht raſten und nicht ruhn.

Sie horchet am Tyrannenthrone
Ganz ſeelenlos, doch immer wach,
Und ſchreiet im Poſaunentone
Die tollſte Schmeichellüge nach.

Betrug muß ſie zur Weisheit klügeln;
Der Tollſinn wird durch ſie ein Held;
So fliegt ſie dann mit grauen Flügeln
Von Tagesblättern durch die Welt.

Die Wittwe vom Ganges.

Im Lande, wo die Palmen ſchatten,
Wo, bei dem düſtern Todtenfeſt,
Die Gattin mit dem todten Gatten
Lebendig ſich verbrennen läßt —

Da war mit einem Haustyrannen
Ein ſchönes, junges Weib vermählt;
Was Laun' und Eigenſinn erſannen,
Mit allem wurde ſie gequält.

Allein ſie war Gehorſam ſchuldig:
Sie that, wie das Geſetz befahl,
Ertrug ihr hartes Loos geduldig,
Ertrug den ganzen Herrn Gemahl.

Daß ſie die ſeligen Genüſſe
Des Himmelreichs, durch Qual und Pein,
Auf Erden ſich erdulden müſſe,
Das prägten ihr die Prieſter ein.

Den Mann ergreift ein böſes Fieber;
Man ſuchte Hülfe hier und dort;
Das Leben war ihm freilich lieber,
Allein die Krankheit riß ihn fort.

Schon läßt man Holz zur Todtenfeier,
Die Leiche zu verbrennen, weihn;
Die Gattin ſteht im Wittwenſchleier,
Und ſchauet unbefangen drein.

Und muthig weiß ſie ſich zu faſſen;
Die zarte Heldin zittert nicht,
So jung verbrennen ſich zu laſſen;
Und gläubig ehrt ſie ihre Pflicht.

Geſang ertönt zu ihrem Lobe;
Sie ſchmückt ſich, einer Göttin gleich,
Und weihet ſich der Feuerprobe;
Die öffnet ja das Himmelreich.

Dort hofft ihr kindlich frommer Glaube,
Vom Erdenjammer auszuruhn,
Und ſich in einer Palmenlaube
Mit Himmelsgeiſtern wohlzuthun.

Die Freunde kommen nun zuſammen,
Der Opferheldin beizuſtehn.
„Bald," heißt es, „wirſt du aus den Flammen
Des Gatten ein zum Himmel gehn."

„Dann wird er dort auch ſein dich nennen!" —
„Wie?" — ruft ſie: „dort auch mein Tyrann? —
Das Holz wird ohne mich ſchon brennen:
Geht, Freunde, geht und zündet an!"

Rom.

Wie heißt der Staub, auf den ich ſinnend trete?
Verſteinert liegt ſie da, die trümmervolle Flur;
Ja, hier ſtand Rom, die Königin der Städte,
Unkenntlich dunkelt ihre Spur!

Ein großes Leben hat ſich hier geſtaltet,
Ein Rieſenwerk von Herrlichkeit und Kraft:
So hat auch hier ein großer Tod gewaltet;
Was hoch geprangt, er hat's hinweg gerafft!

Was an Jahrhunderten ſich aufgerichtet,
Was glänzend Fleiß und Kunſt hervorgebracht,
Hat das ereilende Verhängniß ſo vernichtet,
So tief bedeckt mit räthſelhafter Nacht!

Wer mag hier einen Sinn erbeuten
Aus dieſem trümmervollen Raum?
Der wüſte Reſt, nicht mehr zu deuten,
Gleicht einem halbvergeſſnen Traum.

Dort raſ'ten einſt bepurpurte Verbrecher,
Verhöhnend Göttlichkeit und Menſchlichkeit und Recht;
Da ſchwärmen Geier durch zerriſſne Prunkgemächer,
Ein würdiges Nachfahrgeſchlecht!

Rom — welch ein Grabl Dieß wilde Dorngeſtrüppe
Trieb der begrabne Pomp hervor;
Es iſt, als ſträubte noch das rieſige Gerippe
Zu Hügeln ſeine Raſendeck' empor.

Iſt das der Boden, der die Fabier getragen?
Auf den herab der Schild Minervens fiel?
Was blieb zurück aus jenen großen Tagen?
Nichts, als der Schrei nach Brot und Spiel.

Die alte Roma trieb, ſich müßig zu zerſtreuen,
Mit ihren Göttern und Halbgöttern Spiel und Spott;
Die neue Roma ſpielt mit neuen
Halbgötterſchaften und mit Gott.

Das iſt die neue Frucht aus altem Samen!
Betroffen ſchaut der Wandrer ihn,
Den alten Wahn mit neuen Namen,
Zu den bekränzten Tempeln ziehn.

Daß es der neuen Zeit an altem Spiel nicht fehle:
So feiert ſie ein ſtetes Tempelfeſt;
Im Götterſchmucke prangt die heutige Cybele,
Nur daß ſie ſich Maria nennen läßt.

Iſt hier der Raum, durch den die Siegerhymnen flogen?
Zur Inſchrift dieſes Raums erkor die Zeit
Schon mitten im Triumph den Ehrenbogen:
Die Inſchrift heißt: Vergänglichkeit.

Wo vor Gericht einſt Könige geſtanden:
Da riß die Zeit die Marmorſtufen fort:
Da graut die Schmach; da kriechen Bettlerbanden;
Da ſchleicht der finſtre Meuchelmord.

Dies Anſchaun — trübe wird's und trüber —
Es ſieht, was unterging, in Dem, was ſich erhielt!
Da ſchattet noch der Rieſenbau herüber,
Wo Uebermuth mit Menſchenblut geſpielt!

Er ſtarrt, wie ein gerichtetes Verbrechen,
Verurtheilt zu der ewig langen Schmach,
Es vor der fernſten Nachwelt auszuſprechen,
Was an der Menſchheit hier die Tyrannei verbrach.

Vom alten Glanze blickt erlöſchendes Geſchimmer
Aus der Ruine noch hervor;
Es iſt, als ob die Zeit, beim Weggehn, dieſe Trümmer
Von ihrem Raube noch verlor.

Wohin ich meine Blicke wende:
Die alte Roma, welch ein freundlicher Beginn!
Und welcher Aufſchwung! welches Ende!
So ſank die Götterſtadt dahin!

Dort ſchlummerten in enger Wiege,
An einer Wölfin Bruſt empor geſäugt,
Die glänzenden Triumphe jener Siege,
Von denen ſchrecklich die Verwüſtung zeugt.

Mit dunkeln Reſten, wie mit Ahnen, prangt der Hügel,
Von wo die Tyrannei zu allen Völkern zog;
Da ſtrahlt im Sonnenglanz nicht mehr des Adlers Flügel,
Der vor den Räuberhorden flog.

Was weht ſo dumpf daher, wie ſterbendes Verhallen,
Dem ſchwermuthvoll der Pilger lauſcht?
Das iſt der Strom, der um verſunkne Hallen
Zerſtörter Heiligthume rauſcht.

439869

Der alte Strom, an deſſen Strande
Die Hirteneinfalt einſt ihr freies Haupt erhub,
Ward ein beweglich Grab, das manches Haupt der Schande,
Und manches Opfer auch der Tyrannei begrub.

Ein kleiner Quell, entrieſelt' er dem hohen,
Dem waldbekränzten Appennin:
So leiſ' entquoll die Ohmacht der Heroen
Evanders Hirtenlaub' am grünen Palatin.

Wer zeiget mir die Spur der Tritte,
Wo ſtill und fromm die Hirtenunſchuld ging?
Wer zeiget mir den Raum der ſchäferlichen Hütte,
Den, wie ein Liebesarm, der Rebenzweig umfing?

Da ſchmückte noch ein Kranz von jungen Epheublättern
Die kleinen Göttertempel — doch
Die Gottheit wohnte bei den Göttern,
Und heiligte die Menſchen noch.

Klein war die Hütte, klein die Abendlaube,
Die nach des Tages Mühen ſie umfing,
Als noch der kindlich fromme Glaube
Am Arm des Aberglaubens ging.

Dann traten, mit dem blutbefleckten Raube,
Die Völkermörder in das Götterhaus;
Vom Aberglauben zog der Glaube,
Die Gottheit von den Göttern aus.

Verbrechen spottete der Tempelhallen,
Der Frevel fürchtete nicht mehr den Weihaltar.
Die Heiligthume mußten fallen,
Wo längst das Heilige verschwunden war.

Als jene Flavier zurück vom Jordan kamen,
Erbauten sie ein Götterhaus;
O Friede, deinen süßen Namen
Sprach das, mit Salems Pracht geschmückte, Denkmal aus.

Der Uebermuth, der keinen Frieden wollte,
Wagt', einen Tempel ihm zu bau'n;
Doch diese Gottverhöhnung sollte
Die späte Welt an grausen Trümmern schau'n.

Wie starre Schatten stehn nun da die Prachtruinen,
Die finstern Trauerzeugen ihrer Zeit!
Jahrhunderte schon nagt an ihnen
Die schwelgende Vergänglichkeit.

Die Höhe dort, wo die Orakel logen,
Wo mit dem reichen Opferduft
Die Weihrauchwolken zu den Göttern flogen,
Umſchleicht ſchon mehr und mehr der Gifthauch böſer Luft.

Der Gifthauch, der durch dieſe Wüſten zittert,
War er vielleicht der letzte Athemzug
Des Frevelreichs, das, tief durch Miſſethat erſchüttert,
Barbarenhand darnieder ſchlug?

Ich ſende vom Ruinenſtaube
Zu jenem neuen Dom hinüber meinen Blick: —
Wann kehrſt du, reiner Herzensglaube,
Du Geiſt aus Gott, wann kehreſt du zurück?

Religion, mit grellen Farben
Iſt hier dein Leichnam ausgeſchmückt;
Allein dein Geiſt, für den geweihte Männer ſtarben,
Iſt deinem Schaugepräng' entrückt.

Ihr Prieſter, führt mich hin zu ihren Marterſtellen!
Ihr ſuchet Wunder dort; allein das Licht,
Das ſie entzündeten, das Leben auf zu hellen,
Das Licht der Wahrheit ſucht ihr nicht.

O führt mich hin, daß ich der Wahrheit
Mein Opfer bringe, mein Gebet!
Ich kenne ſie am Schmuck, ihr Schmuck iſt Klarheit,
Die euren eiteln Prunk verſchmäht.

Die Wildniß hier, wie ſtumm; und dennoch redet
Der wüſte, trümmervolle Raum
Den Pilger an: „Schaut wie die Pracht verödet!
Nur Wahrheit — ſonſt iſt Alles Traum!“ —

Elegie

auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf.

Nacht umfängt den Wald; von jenen Hügeln
Stieg der Tag in's Abendland hinab;
Blumen ſchlafen, und die Sterne ſpiegeln
In den Seeen ihren Frieden ab.
Mich laßt hier in dieſes Waldes Schauern,
Wo der Fichtenſchatten mich verbirgt!
Hier ſoll einſam meine Seele trauern
Um die Menſchheit, die der Wahn erwürgt.

Drängt euch um mich her, ihr Fichtenbäume!
Hüllt mich ein, wie eine tiefe Gruft!
Seufzend, wie das Athmen ſchwerer Träume,
Weh' um mich die Stimme dieſer Luft!
Hier, an dieſes Hügels dunkler Spitze,
Schwebt, wie Geiſterwandel, banges Graun;
Hier, hier will ich, vom bemooſten Sitze,
Jene Schedelſtätten überſchaun.

Dolche blinken dort im Mondenſcheine,
Wo das Erntefeld des Todes war;
Durcheinander liegen die Gebeine
Der Erſchlagnen um den Blutaltar.
Ruhig liegt, wie an der Bruſt des Freundes,
Hier ein Haupt, an Feindes Bruſt gelehnt,
Dort ein Arm vertraut am Arm des Feindes. —
Nur das Leben haßt; der Tod verſöhnt.
O, ſie können ſich nicht mehr verdammen,
Die hier ruhn! ſie ruhen Hand an Hand;
Ihre Seelen gingen ja zuſammen,
Gingen über in ein Friedensland;
Haben gern einander dort erwiedert,
Was die Liebe giebt und Lieb' erhält.

Nur der Sinn der Menſchen, noch entbrüdert,
Weiſ't den Himmel weg aus dieſer Welt.
Hin eilt dieſes Leben, hin zum Ende,
Wo herüber die Cypreſſe hängt:
Darum reicht einander doch die Hände,
Eh' die Gruft euch an einander drängt!

Aber hier um dieſe Menſchentrümmer,
Hier, auf öder Wildniß, ruht ein Fluch;
Durch das Feld hin ſtreckt ſich Mondenſchimmer,
Wie ein weites, weißes Leichentuch.
Dort das Dörfchen unter Weidenbäumen;
Seine Väter ſahn die grauſe Schlacht:
O, ſie ſchlafen ruhig, und verträumen
In den Gräbern jene Flammennacht!
Vor den Hütten, die der Aſch' entſtiegen,
Ragt der alte Kirchenthurm empor,
Hält in ſeinen narbenvollen Zügen
Seine Welt noch unſern Tagen vor.
Lodernd fiel um ihn das Dorf zuſammen;
Aber ruhig, wie der große Sinn
Seiner Deutung, ſah er auf die Flammen
Der umringenden Verwüſtung hin.

Finſter blickt er, von der Nacht umgrauet,
Und von Mondesanblick halb erhellt,
Ueber dieſen Hügel, und beſchauet,
Wie ein dunkler Geiſt, das Leichenfeld.

Mag, o Lenz, dein Angeſicht hier lächeln?
Jeder Windſtoß, der den Wald bewegt,
Iſt ein großer Seufzer, der das Röcheln
Der Gefallnen durch die Wildniß trägt.
Dieſe Greiſin, dieſe düſtre Fichte
Zeigt die Narben, die auch ſie empfing,
Weiſt dahin, wo blutig die Geſchichte
Böſer Zeiten ihr vorüber ging.
Als hier wild die Waffendonner ſtürmten,
War ſie noch mit Jugendkraft umlaubt,
Und, wie Hände der Natur, beſchirmten
Ihre Schatten ein geweihtes Haupt.

Hier ſah Friedrich ſeine Krieger fallen. —
Herrſcher deiner Welt, du warſt ſo groß;
Aber doch — das härteſte von allen
War dein Loos, es war ein Königsloos!
Mann des Ruhmes, konnten alle Blüten
Jenes Kranzes, der dein Haupt umfing,

Konnt' ihn dir die Muſenhuld vergüten,
Dieſen Weg, der über Leichen ging?
Menſchen fielen, gleich gemähten Aehren!
Ach, ſie fielen dir, du großer Mann!
Da, da war es, als dein Herz in Zähren
Auf den blutbeſpritzten Lorbeer rann. —

Hier der See, und dort des Stromes Fluten
Spiegelten zurück das Todesſchwert;
Dieſer Himmel ſah das Opfer bluten;
Dieſer Hügel war ein Opfertheerd!
Hier im Bach hat Menſchenblut gefloſſen;
Wo der Halm im Monde zuckend nickt,
Hat vielleicht ein Auge, halb geſchloſſen,
Nach der Heimathgegend hingeblickt.
Da, wo die Cikad' im düſtern Thale
Durch die Nacht der Ulmenwaldung tönt,
Da, da hat vielleicht zum letzten Male
Manches zarte Lebewohl geſtöhnt.
Und der ſtille Wandrer, welcher traurig
Sich dem Graun der Gegend überläßt,
Fühlt ein dumpfes Ahnen, das ſo ſchaurig
Ihm den Athemzug zuſammen preßt.

War es Klang von einer fernen Quelle,
Was so dumpf zu meinem Herzen sprach?
Oder schwebt Geseufz' um jede Stelle,
Wo ein Herz, ein Herz voll Liebe, brach?
Ist es Wandel einer düstern Trauer,
Was am Sumpf dem Hagebusch entrauscht,
Und nun schweigt, und, wie ein dunkelgrauer
Nebelstreif, im Nachtgeflüster lauscht?
Wandelst du dort, arme Mädchenseele,
Der die Wuth den holden Freund entriß?
Schattest du dort um die Todtenhöhle,
Durch das Nachtgraun deiner Finsterniß? —

Aber still! was flimmert durch die Zweige,
Wie ein weißer, schleierheller Geist?
Jeder rohe Laut der Wildniß schweige!
Diese Stell' ist heilig! hier fiel Kleist.
Wo den Raum die Ulmen überschleiern,
Sank der Frühlingssänger in den Staub.
Diese Stelle will ich heilig feiern;
Ach, und kann sie nur bestreun mit Laub!
Rinnen laß hier eine Silberquelle!
Winde deinen sanftern Blumentag,

Holder Frühling, um die rauhe Stelle,
Wo dein edler Sänger blutend lag!
Hier, aus dieſem wildernden Geſträuche,
Wo der deutſche Mann ſein Blut verlor,
Hebe ſich der Schatten einer Eiche,
Grün' ein zartes Myrtenreis empor!
Und im dunkelgrünen Eichenlaube
Girre, wenn der Lenz vorüber zieht,
Klagend eine ſilberweiße Taube
Noch dem Sänger Lalage's ihr Lied!
Aber in dem Myrtendunkel ſäume
Die Begeiſtrung einer Nachtigall;
Und die Waldluft ſchweb' um ihre Träume,
Wie ein ſanft gehaltner Wellenfall!
Leiſe ſchwebe ſie durch's Laub des Strauches,
Das der Boden dieſer Stelle trieb,
Wie der Nachhall eines Flötenhauches,
Der uns aus des Dichters Leben blieb!
Und im zarten Weiß der ſanftern Trauer
Nahe ſich die Mondnacht dieſem Raum;
Feiernd trete ſie in ſeine Schauer,
Wie ein heiliger Erinnrungstraum!

Zwar den fernen Geiſt kann nichts erſtatten;
Doch er ſchwand nicht ganz aus unſerm Blick.
Der geweihte Mann wirft ſeinen Schatten
Dort noch aus Elyſium zurück.
Viel der edlen Männer ſind gefallen;
Aber, Kleiſt, dein Name tritt hervor,
Tritt hervor, und hebt, geweiht vor Allen,
Aus der Flut der Zeiten ſich empor.
Hier fand mancher Jüngling, welcher muthig
Einen Namen ſucht', ein ſtummes Grab;
Manche Hoffnung riß der Tod hier blutig
Vom Idol der goldnen Zukunft ab.

Sagt, was iſt, was gilt ein Menſchenleben,
Was die Menſchheit vor dem Weltengeiſt,
Wenn der wilde Tod aus den Geweben
Ihres Daſeyns ſo die Fäden reißt?
Welche Fäden ſind hier abgeriſſen!
Und was fällt, wenn nur ein Haupt zerfällt! —
Hier ſtehn wir, und hinter Finſterniſſen
Steht der hohe Genius der Welt!

Stürme fahren aus dem Schooß der Stille,
Und die Zeit, mit Trümmern wüſt umringt,

Zählt am Uferrand der Lebensfülle
Jeden Tropfen, den der Sand verſchlingt.
Schwankend irren wir im finſtern Sturme;
Wechſeltod beherrſcht die Finſterniß;
Er beraubt den Halm und giebt dem Wurme,
Giebt dem Halm, was er dem Wurm entriß.

Luftig ſpielt das Laub des Ulmenbaumes
An den friſchen Aeſten um den Stamm;
Regt darin ſich noch ein Reſt des Traumes,
Der ein Mal in Nervenſäften ſchwamm?
Jenen Kopf bewohnten einſt Gedanken,
Stolz vielleicht und Dünkel ſeine Stirn;
Jetzt durchkriecht ein Nachtwurm ihn, und Ranken
Wilder Kräuter nährte ſein Gehirn.
Dieſer Staub am Wege hing um Seelen;
Wo ich trete, ſtäubt vielleicht ein Herz;
Gott! und hier aus dieſen Augenhöhlen
Starrete zu dir hinauf der Schmerz.

Welch ein Anblick! — Hierher, Volksregierer!
Hier, bei dem verwitterten Gebein,

Streite, deinem Volk ein ſanftes Hirte,
Deiner Welt ein Friedensgott zu ſein!
Hier ſchau her, wenn dich nach Ruhme dürſte!
Zähle dieſe Schedel, Völkerhirt,
Vor dem Ernſte, der dein Haupt, entführen,
In die Stille niederlegen wird!
Laß im Traum das Leben dich umwimmern,
Das hier unterging in ſtarres Graun!
Iſt es denn ſo reizend, ſich mit Trümmern
In die Weltgeſchichte ein zu baun?

Einen Lorbeerkranz verſchmähn, iſt edel!
Mehr als Heldenruhm iſt Menſchenglück!
Ein bekränztes Haupt wird auch zum Schedel,
Und der Lorbeerkranz zum Raſenſtück!
Cäſar fiel an einem dunkeln Tage
Ab vom Leben, wie entſtürmtes Laub;
Friedrich liegt im engen Sarkophage:
Alexander iſt ein wenig Staub.
Klein iſt nun der große Weltbeſtürmer;
Er verhallte, lauten Donnern gleich;
Längſt ſchon theilten ſich in ihn die Würmer,
So wie die Satrapen in ſein Reich.

Fließt das Leben auch aus einer Quelle,
Die durch hochbekränzte Tage rinnt:
Irgendwo erſcheint die dunkle Stelle,
Wo das Leben ſtille ſteht und ſinnt.
Katharina's Lorbeerthaten zögen
Gern verhüllt den Letheſtrom hinab;
Beſſre retten ihre Gruft, und legen
Sanftre Kronen nieder auf ihr Grab.

Dort, dort unten, wo zur letzten Krümme,
Wie ein Strahl, der Lebensweg ſich bricht,
Tönet eine feierliche Stimme,
Die dem Wandrer dumpf entgegenſpricht:
„Was nicht rein iſt, wird in Nacht verſchwinden,
Sterne werden aus dem Nebel gehn;
Zittern werden die bekränzten Sünden,
Und der Menſch wird vor der Wahrheit ſtehn.“

Die Mauſoleen.

1794.

Auch Gebietern drohet ein Gebieter;
Ueber der Natur ſteht hoch ſein Thron;
Ihm gehorchen muß der Schlachtenwüther,
Ihm der Bettler wie der Fürſtenſohn.

Kronenträger waren dieſe Trümmer;
Zur Verweſung ſanken ſie hinab;
Ausgezogen haben ſie den Schimmer,
Der ſie, wie ein Lichtgewand, umgab.

Dich auch haben ſie hierher begraben,
Guter! dich; allein noch walteſt du;
Wunder, ſo die Welt durchdonnert haben,
Sie verſchollen, gingen hier zur Ruh.

Habt ihr ganze Länder auch erſchüttert:
Einer bebte nicht vor euch — der Tod!
O, ihr Herrſcher, ihr auch habt gezittert,
Als er euch, hinweg zu gehn, gebot!

Kalt verſtummen alle Schmeichelworte,
Die beredte Höflingsmiene ſchweigt,
Wenn mit einem König zu der Pforte
Der Verweſungen ſein Liebling ſteigt.

Doch er kehret von dem Sarkophage,
Vom vergeßnen Leichenpomp zurück;
Heuchelei war ſeine letzte Klage,
Eine Lüge war ſein Thränenblick.

Hier im engen Marmor, mit den Reſten
Der verweſten Herrlichkeit erfüllt,
Liegt ihr einſam, fern von euren Feſten,
Nur mit Staub und Purpur überhüllt.

Ach, wie ſchrecklich! ſchrecklich umgeſtaltet
Iſt das Haupt der hohen Majeſtät!
Dieſe kalten Hände, fromm gefaltet,
Haben ein Mal doch zu Gott gefleht!

Und, als ob die Flittern nicht verſchwänden,
Riſſen ſie noch in das öde Grab,
Schon erſtarrt, den Fleiß von hundert Händen
Zum Verweſungspomp mit ſich hinab.

Aber ſchlugen ſie dem Volke Wunden,
Haben ſie nach Raub ſich ausgeſtreckt:
Ihr Tyrannen, o dann ſeyd verſchwunden!
Glücklich, wenn kein Lebenstraum euch ſchreckt!

Möge Saatfeld jede Spur bedecken,
Wo durch euch vergoßnes Blut verrann!
Euch nur faſſe des Bewußtſeyns Schrecken,
Wenn der Schlaf im Grabe träumen kann!

Todtenſtille, werde du zur Klage!
Seufz' ihn wach, den tiefſten Schläfer wach!
Rauſch' ihm alle Morde ſeiner Tage
Bis zur fernen Richterſtelle nach!

Schauer nahn, den finſtern Traum zu bilden!
Grauſe Schatten treten blutig auf;
Geiſter der Erſchlagnen, aus Gefilden
Wilder Schlachten zittern ſie herauf.

Ach! ſie waren einſt beglückte Väter,
Gatten, Söhn': und all' dieß Lebensglück
Fordert ihre Klage vom Verräther
Ihres Volkes fürchterlich zurück.

O! verrufen ſey die Gruft des Würgers,
Deſſen Schwur ein gutes Volk betrog!
Der den Frieden und das Blut des Bürgers
Feil für Gold in fremde Hände wog!

Du, Geſchichte, deine ſtrenge Rüge
Harrt nicht mehr, ſie zieht vor ihr Gericht
Die dem Marmor aufgezwungne Lüge,
Und verſchont geſalbte Frevler nicht.

Ha! ſie ſpricht, ſie donnert ernſt und düſter,
Was ihr nimmer hörtet, nimmer laſ't;
Eure Stellen zeigt ſie, Volksverwüſter,
Hier, ſpricht ſie, hat ein Monarch geraſ't! —

Doch mich wehn von ruhenden Gebeinen
Guter Fürſten ſanftre Schauer an.
Leitet mich, ihr Schauer, daß ich weinen,
Dort mein Herzensopfer weinen kann!

Du, o du, den nicht der Wittwe Jammer
Wimmernd anklagt, ruhig ſei dein Grab!
Wehmuth ſend' in deine Friedenskammer
Eine Roſ' und eine Thrän' hinab!

Entſagung.

1790.

Meine Früchte ſind gebrochen,
Meine Roſen ſind gepflückt,
Und das letzte frohe Pochen
Dieſes Herzens iſt erſtickt;
Dieſes Herzens, das ſo innig
Seine Lieb' um alles ſchlang,
Seinen Haß ſo gern verſang,
Nur vielleicht zu eigenſinnig
Gegen Sturm und Fluthen rang.

Was, o Herz, haſt du errungen?
Wo iſt dein gelobtes Land?
Deine ſchönſten Huldigungen
Nahm die Hoffnung an — und ſchwand.
Nun iſt dieſer Muth geſchieden,
Der ſo ſtolz die Flügel ſchlug,
Und auf ſeinem Adlerflug
Meine Seel' und ihren Frieden
Mitten durch die Stürme trug.

Dich nur kenn' ich noch, o Freude,
Die du dem Geräuſch entweichſt,
Und zur dunkeln Thränenweide
Gern mit deiner Wehmuth ſchleichſt.
Dort umwankt mich noch ein Schimmer,
Wie ein Geiſt aus todter Welt,
Der ſich ſtill zu mir geſellt,
Und im Dunkellicht die Trümmer
Der Vergangenheit erhellt.

Alles iſt vorüberfliehend!
Weinend reißt ſich aus dem Schooß
Eines Lebens, das ſo blühend
Sie umfing, die Seele los.
Unter frommen Nachtigallen
Iſt mein ſchönſter Traum verhallt;
Wachend ſeh' ich jetzt: der Wald
Wird, wenn ſeine Blätter fallen,
Heller wird er, aber kalt.

Ueber Gegendruck und Mängel
Flog ich hin, mit Luſt und Scherz;
Alle Menſchen waren Engel,
Alle lud ich in mein Herz.

Alles, alles fühlt' ich leiſer,
Was das Leben nieder drückt,
Leicht befriedigt, leicht entzückt;
Jetzt bin ich ein wenig weiſer,
Und viel weniger beglückt.

Junge, heitre Wünſche traten
Hin vor meine Phantaſie,
Die für alles, was ſie baten,
Ihnen Zuverſicht verlieh;
Furchtlos, irgendwo zu ſtranden,
Schifften ſie den Strom der Zeit,
Unter ſcherzendem Geleit,
Raſch und fröhlich hin, und fanden
Nicht das Land der Seligkeit.

Doch war ſchön die Zeit der Blüte,
Schön die Thyrſusſchwingerin;
Hold, wie lauter Lieb' und Güte,
Froh, wie lauter Lebensſinn,
Warf ſie freundlich auf den Reigen
Meiner Stunden ihren Kranz;

Angethan mit ihrem Glanz,
Hielten unter Roſenzweigen
Glaub' und Hoffnung ihren Tanz.

Glaub' und Hoffnung, immer leiſer
Schlichen ſie von mir ſich fort!
Meine ſchönſten Lebensreiſer
Sind von mir hinweg gedorrt!
Und die Welt? — ach! die Geſchichte
Iſt der Wiederhall der Zeit,
Die ſich mit ſich ſelbſt entzweit.
Komm, mein Herz, o komm und flüchte
In den Schooß der Einſamkeit!

Wird die Welt uns noch vermiſſen,
Wenn in ihr uns nichts genügt?
Wenn der Fremdling, abgeriſſen
Wie ein dürrer Zweig, da liegt?
O, dann muß er ſcheiden lernen!
Hier iſt nicht das Land der Ruh!
Armer Pilger, ſteure du,
Unter ausgelöſchten Sternen,
Tröſtender Entſagung zu!

Kein verzagendes Gewinsel
Zögre deinen raschen Lauf!
Eine stille Friedensinsel
Nimmt dich endlich schirmend auf.
Doch, ihr fernen Huldgestalten,
Ihr verlaßt den Fremdling nicht;
Ihr seyd ihm ein stilles Licht,
Wenn die finstern Stürme walten,
Und das morsche Fahrzeug bricht.

Theodor Körner.

1.

Hoch prangte schon der Stamm der jungen Eiche,
Wohl festlich schwebt' um ihn das junge Grün,
Und anmuthreich und kräftiglich und kühn
Hob er sein Haupt empor zum Wolkenreiche.

Es sollte Herrliches an ihm erblühn:
O, darum drang so rasch der Kronenreiche
Hervor, empor aus allem Waldgesträuche;
Melodisch tönte das bewegte Grün;

Es trieb und ſtrebt'; und ſeine Zweige klangen,
Als hätt' Apoll, der Muſengott und Held,
An dieß Gezweig die Leier aufgehangen.

Doch ach! er ſank! — Ein Sturm hat ihn gefällt —
Mein Jüngling ſank, zu früh vom Tod' umfangen,
Im Jugendkranz, ein Sänger und ein Held.

2.

Wo habt ihr meinen Jüngling hin begraben?
Bezeichnet mir zu ſeiner Gruft den Pfad!
Er ſchlaf' im Nachhall ſeiner Liedergaben,
Im Nachglanz ſeiner ſchönſten Heldenthat!

Sein Herz war groß, ſein freier Sinn erhaben,
Sein Leben Wechſelklang von Lied und That.
Bezeichnet mir zu ſeiner Gruft den Pfad!
Wo habt ihr meinen Jüngling hin begraben? —

„Dein Jüngling ſchlummert, wo das Waffenfeld
„Des edlen Blutes viel, ach, viel verſchlungen." —
Da werde deinem Geiſte, junger Held,

Die Betende.

1790.

Heilig, heilig, wo die Tanne dunkelt,
Heilig iſt der feierliche Hain;
Selbſt das Licht, das durch die Zweige funkelt,
Zittert, wie die Ehrfurcht, ſtill herein.
Nur Gedanken, die den Himmel tragen,
Dürfen ſich der Feierſtelle nahn,
Dürfen ſich in dieſe Schatten wagen,
Die Eliſen beten ſahn.

Ja, ſie weihete das tiefe Schweigen,
Welches noch auf dieſem Haine ruht.
Flammte hier nicht, unter finſtern Zweigen,
Ihrer Andacht ſtille Opferglut?
Sanfter war das Wehn des Blütenfalles,
Der ſich, wie Verklärung, niedergoß.
O wie ſtill — wie ſtill und ſelig alles
Sich an ihre Andacht ſchloß!

Eine Spur von dem Verklärungsglanze,
Der um ihren frommen Blick geſchwebt,
Leuchtet noch an jedem Ulmenkranze,
Der den kleinen Tempel überwebt,
Wo ſie, leiſ' umduftet von der Blume
Dieſes Hains, ſo ſelig, wie ein Tag
Der Vergeltung, in dem Heiligthume
Gottes auf den Knieen lag.

Iſt es nicht, als ob die ſchöne Jugend
Der Unſterblichkeit die Stell' umblüht,
Wo die Freundin jeder ſtillen Tugend
Am Altare der Natur gekniet?
Welche Ruhe, welcher Himmelsfriede
Athmet hier im friſchen Blumenduft!
Wie ein Hauch vom Auferſtehungsliede
Regt es ſich in dieſer Luft.

Dieſe Lüfte, die den Seufzer trugen,
Der, wie die Vollendung, von dem Staub
Eine fromme Seel' entführte, ſchlugen
Leiſer ihre Flügel um das Laub.

Weht mich an, ihr Lüfte dieſes Laubes!
Haucht in meine Tugend ihren Muth,
O den Muth, auf dem die Laſt des Staubes
Neben ſanfter Duldung ruht!

Duldung darf die keuſche Roſe pflücken,
Die mit Dornen ihren Thron umbaut;
Muth der Duldung führet zum Entzücken
Die Erlöſung heim, wie eine Braut.
Du, ihr Engel, du ſahſt die Erhebung
Ihrer Seelenſtille, ſahſt, wie voll
Dieſe Ruhe, dieſe Gottergebung
In ihr ſchönes Leben quoll!

Sahſt die Blumen, um ſie her gegoſſen,
Ihre Unſchuld ſahſt du, hell, wie Licht,
Hell und rein von jeder Huld umfloſſen,
Und vermißteſt deinen Himmel nicht.
Eine Zähre trat aus ihren Blicken,
Wie ein Glanz der beſſern Welt, hervor;
Und das ſchöne, weinende Entzücken
Flog mit ihrer Seel' empor.

Hoch empor, und fern von dem Getümmel,
Das um leere Schattenfreuden kreiſt;
Und ihr Herz — ſie fühlt' es — war ein Himmel,
Und der ſtille Gott darin, ihr Geiſt.
O! der Schauer ihrer Gottesfeier,
Der mit ſeiner Weihe mich umfängt,
Er bewegt den grünen Schattenſchleier,
Der um dieſen Tempel hängt!

Weiche nie, du feierliches Grauen,
Das zurück des Frevlers Tritte ſchreckt!
Hier begehrt mein Herz ſich an zu bauen,
Hier am Altar, den die Ulme deckt.
O wie fühlt ſich hier die Seele größer!
Wie berufen, Engel einſt zu ſeyn!
Zitternd kam es, aber wahrlich beſſer
Geht mein Herz aus dieſem Hain!

Blume
auf das Grab eines Kindes.

Ruhig ſchlummre deine Hülle,
Und die Sommerluft des Thals
Wehe leiſer um die Stille
Deines kleinen Todtenmals!

Eine junge Lerche ſchwinge
Wenn der Lenz dieß Thal bezieht,
Sich an deiner Gruft, und ſinge
Dir ein Auferſtehungslied.

Strebt zu höherm Lebenstriebe
Auch die Blumenſeele fort:
O! dann ſpricht ein Pfand der Liebe
Noch zu dir ein holdes Wort.

Eine weiße Roſenblüte
Warf die Lieb' in deine Gruft.
Schlummre, wie von Huld und Güte
Eingewiegt, in ihrem Duft!

Sie verweſ' auf deinem Herzen
Ruhig, wie dein Aug' entſchlief,
Als ein Engel dich den Schmerzen
Deiner letzten Stund' entrief.

Eine blühende Aurore
Hat dich, Kind, ſo früh verklärt;
Unſer harrt die ſpätre Hore,
Die auf Abendwolken fährt.

Unſtät iſt das Heil hienieden:
Wohlgeſichert eilteſt du,
Junge Himmliſche, dem Frieden
Seliger Naturen zu.

Deine Seel' iſt, wo die reinen,
Wo die guten Geiſter ſind:
Wohl dir! du wirſt nicht mehr weinen,
Du wirſt nicht mehr bluten, Kind!

Du, Hohe, ſprichſt in tauſend Huldgeſtalten
Zu meinem Geiſt;
Und heilig wird mir deine Wahrheit halten,
Was ſie verheißt.

Du ſprichſt: „Ich bin's, die jene lichten Kerzen
Des Himmels hält;
Ich trag' auch dich ſo feſt an meinem Herzen,
Wie eine Welt.
Du mögeſt hin durch Nacht und Klippen wandern,
Dich halt' ich, Sohn,
Mit dieſem Arm, und hange mit dem andern
An Gottes Thron!"

Der
Mittag des Lebens.

Im duftigen Schatten der heiligen Eichen,
Hier eilt, wie die Stunde, der flüchtige Bach;
Er rinnt durch die Nächte von dunkeln Geſträuchen,
Und rauſcht mir den Traum des Vergangenen wach.
Leiſ' umſchattendes Erinnern
Der entſchlafnen Zeit, o, du
Ueberwölkeſt, tief im Innern,
Die Gefühle meiner Ruh'!

Ich blicke von ſchweigenden Höhen hinunter,
Die doppelte Ferne tritt dämmernd hervor;
Ein helleres Morgenland ging mir dort unter,
Ein dunkleres Abendland hebt ſich empor.
Mit den Tagen, die entſchliefen,
Sah ich Großes untergehn.
Und was wird aus jenen Tiefen
Dunkler Sterne auferſtehn?

Weit hinter mir ruhet, mit Nebeln umwoben,
Ein Vorland, bewehet von ſeliger Luft:
Da ſpielte die Kindheit; die Frühlinge hoben
Bekränzter die Stirnen aus Lauben voll Duft.
Weht mich an, ihr Jugendlüfte!
Führt noch ein Mal mein Gemüth
In die Zeit der Roſendüfte!
Ob die Roſ' auch nicht mehr blüht!

Der heilige Morgen des Lebens umglühte
Die freundlichen Tage ſo ruhig und warm;
Und, wie eine weiße, lebendige Blüte,
So flatterte Dora mir kindlich am Arm.
Dora, Dora! dumpfe Laute
Weinen in der Maienluft,
Seufzen in dem Farrenkraute
Deiner eingeſunknen Gruft.

Doch welche begeiſternde Töne verhallen
Da drüben! wie wehen die Lüfte ſo friſch!
Was ſchwebet empor aus den duftigen Hallen,
Aus Hecken von Myrten- und Roſengebüſch?

Sieh, auf Nachtigallenflügeln
Schwebt durch einen weiten Raum,
Ueber Roſ'- und Myrtenhügeln,
Jüngling, dein entzückter Traum!

Der Friede der Unſchuld, die Unſchuld der Tauben,
Dieß Götterpaar weihte die irdiſche Flur.
Der Jüngling war ſelig: er konnte noch glauben;
Und liebend umfing ihn die ganze Natur.
Ach! es waren ſchöne Bäume,
Die dem Träumer Schatten liehn.
Armer Jüngling! deine Träume,
Mußten ſie ſo bald entfliehn?

Hinein in die Arme der Hoffnung! ſie ſchirmen,
Sie tragen durch's Leben den ſinkenden Geiſt.
Dort hinter den Nebeln und hinter den Stürmen,
Dort blühet das Heil, das die Göttin verheißt.
Sie auch ſchwand, wie Traumgeſtalten;
Weit entrückt dem Götterhain,
Stand der Jüngling in der kalten,
Rauhen Gegenwart allein!

Doch immer noch tönten ihm himmliſche Laute,
Wie Harfen durch einen bezauberten Wald;
Es nahte die Muſe, die Göttervertraute,
Selbſt himmliſch in ſeliger Göttergeſtalt.
In den ſtillen Weiheſtunden
Trug ſie hoch empor das Herz;
Balſam gießt ſie in die Wunden,
Und beſpricht den wilden Schmerz.

Sie jauchzt mit der Freude, ſie weint mit dem Harme,
Beſtreuet mit Blumen die Stellen der Ruh';
Sie führet den einſamen Pilger dem Arme,
Sie führet dem Herzen der Freundſchaft ihn zu.
Freundſchaft bleibt, — was das Geſchlängel
Dieſes Zeitſtroms auch verwäſcht, —
Bis der letzte Lebensengel
Seine ſtille Fackel löſcht.

Einſt rannen mir heller und ſanfter die Quellen;
Einſt blühte mir ſchöner der duftende Hain.
Komm, himmliſche Muſe, die feſtlichen Stellen,
Wie heilige Gräber, mit Kränzen zu weihn!

Du vermagſt, mich zu verſöhnen
Mit des Lebens Unbeſtand;
Unter deinen ſanften Tönen
Sei gegrüßt, mein Abendland!

Der Abend.

Schon glimmt, von der Beleuchtung
Des Wiederſcheins erhellt,
Die zarte Thaubefeuchtung
Durch's grüne Halmenfeld;
Und, leiſe niederfallend
Auf Wieſe, Feld und Hain,
Hüllt ſchon der Nebel, wallend
Und weich, das Dörfchen ein.

Das Hüttenthal wird ſtiller,
Und ſchweigender der Wald,
Der, bis zum letzten Triller
Im Roſenbuſch, verhallt;

Und, wie von holder Lippe
Ein weiches, ſanftes Wort,
So flüſtert um die Klippe
Das leiſe Lüftchen dort.

Und immer dunkelgrauer
Hängt das Gebirg', entſonnt,
Wie ein Gewitterſchauer,
Am fernen Horizont.
Der Schatten ſteigt aus Höhlen
Des Nachtgebiets herauf,
Und in erhabnen Seelen
Gehn Lichtgedanken auf.

So naht die Abendfeier
In friſchem Kräuterduft,
Mit einem Wiegenſchleier
Voll Nachtviolenduft,
Und deckt ihn auf die Tage
Voll Lebensſonnenlicht,
Und auf die finſtre Klage,
Zu der kein Engel ſpricht.

Sie liſpelt durch das Schweigen
Des Thales ihrer Ruh',
Und ſpricht aus allen Zweigen
Den Menſchen Frieden zu.
Der Friede, der die Stürme
Der Menſchen nicht mehr hält,
Beſucht nur noch im Schirme
Der ſtillern Nacht die Welt.

Es ſpiegelt ſich im Thaue
Des Wieſenthals der Geiſt
Der reichen Sternenaue,
Die tröſtend uns umkreiſt,
Daß ſelbſt die Blumenfläche
Dem, den die Erde drückt,
Von einem Himmel ſpreche,
Der auf ihn nieder blickt.

Der Tag iſt eng und drückend,
Die Nacht iſt ſtill und groß;
Die Nacht erſt legt erquickend
Der Welt uns in den Schooß.

Der Tag erhellt die Laube,
Dieß Hüttenthal der Zeit;
Die Nacht zieht, wie der Glaube,
Durch die Unendlichkeit.

Die Sehnſucht blickt aus trüber
Verhüllung in die Welt
Der großen Nacht hinüber;
Und melancholiſch fällt
Durch düſtre Wolkenbilder
Des Mondes Sichelſchein,
Und macht die Wildniß wilder
Und heiliger den Hain.

Verhüllte Seufzer baden
Im Thaue ſich, und ziehn,
Verwandelt in Cikaden,
Durch ſtilles Wieſengrün;
Und, gleich dem wildern Harme,
Tritt dort die Fichte vor,
Und ſtreckt die dunkeln Arme
Zum Weltengeiſt empor.

Die Nacht, die auf dem Raume
Der weiten Gegend liegt,
Gleicht einem großen Traume,
Der an die Welt ſich ſchmiegt.
Du aber, Lichtflur, fülle
Mit deinem ſchönſten Strahl
Idola's Abendſtille,
Ihr kleines Maienthal!

Da ſchaue durch die Ranken,
Wo, tief in ſich verſenkt,
Die ſeligſten Gedanken
Die ſchönſte Seele denkt;
Und ſende holde Träume,
So himmliſch, wie die Ruh',
Und blühend, wie die Bäume
Der Seligen, ihr zu!

Ihr heitern Phantaſieen,
Tragt, wie ein Geiſterchor
Von ſanften Harmonieen,
Ihr ſchönes Herz empor!

Hoffnung und Erinnerung.

Mir blüht eine Stelle, die weiht ein Altar;
Da wandelt ein heimliches Wehen;
Da ließen, mit feſtlichen Kronen im Haar,
Erinnrung und Hoffnung ſich ſehen.

Die Hoffnung, im morgendlich blühenden Kranz,
Schien ernſt, wie der heilige Wille;
Und ſie, die Erinnrung, umleuchtete Glanz
Der abendlich dämmernden Stille.

Die Hoffnung liſpelt': „Ich durfte durch's Land
Der ſeligen Träume dich leiten;
Jetzt reiche getroſt der Erinnrung die Hand!
Sie möge dich fürder begleiten!

Verdanke mir immer den roſigen Sinn
Der Stunden, voll Leben und Lieder.
Leb' wohl! was geblühet hat, iſt nun dahin!
Am Grabe dort ſiehſt du mich wieder!"

Der Strom.

Es zieht ein Strom durch alle Lebensreiche
Vom Aufgang hin zum fernen Niedergang;
Er wogt so still, als ob er zögernd schleiche;
Doch reißt ihn fort der Wogendrang.

Und auf dem Strom, welch ein geschäftig Leben,
Das ewig treibt und kämpft und nimmer ruht!
Vom Ufer schaut die Muse dieses Streben,
Und streuet Blüten in die Flut.

Sie wollen nicht in Kronenfesten prangen;
O, bleibt auch nur, vergänglich hin gestreut,
Ein Blatt an einem zarten Herzen hangen:
Heil sey dann ihrer Frühlingszeit!

An den Schlaf.

Sohn der Nacht! laß um Eliſen
Deine Stille niederthaun,
Duftig, wie auf Liljenwieſen
Sommerliches Abendgraun!

Rein, wie Himmelsluft, ergieße
Sich die Ruh um ihr Gemüth;
Und mit ſchönen Bildern ſchließe
Sich ihr ſanftes Augenlied!

Nieder ſink' es, wie ein Schleier,
Welcher zwiſchen dieſer Welt
Und der ſtillen Seelenfeier
Ihrer innern niederfällt!

O, kein Trauerbild beflecke
Dieſer Augen heilge Ruh!
Wie ein Wölkchen, Schlummer, decke
Dieß Geſtirn der Liebe zu.

Komm aus Grotten frommer Hirten
Wo die Nachtigall noch ſäumt,
Während Zephyr, unter Myrten,
Süß von Blumenküſſen träumt.

Schwebe nieder, holder Schlummer,
Himmliſch, wie die Lieb', und mild,
Wie der Friede, der den Kummer
Weich in ſeine Flügel hüllt!

Schwebe nieder, wie die Blüte,
Selig, wie das Herz ihr wallt,
Wenn's von einer That der Güte,
Tief im Innern, wiederhallt!

Zu den Bildern ſchöner Träume,
Die durch ihre Seele ziehn,
Schöpf' aus Quellen lichter Räume
Zarte Roſen-Phantaſie'n!

Schöpfe nicht bei den Cypreſſen,
Aus des Letheſtromes Flut!
O, ſie darf ja nichts vergeſſen!
Engelthat iſt, was ſie thut.

Darum führe du ihr lieber
Sanft, mit deinem Liljenſtab,
Einen ſchönen Tag vorüber,
Dem ſie eine Krone gab!

Auf den Tod einer Sängerin.

Wie ſtill iſt's in Idona's Halle,
In der ihr letzter Ton entſchlief!
Wir horchen nach dem Wiederhalle,
Den ſie in unſre Seelen rief.

Wir fühlten uns ihr nachgezogen!
Ein mächtiger, doch ſanfter Zug,
Wenn unſre Seelen auf den Wogen
Der Tön' empor ihr Hymnus trug!

Und ließ ſie Hirtenlieder ſcherzen:
Dann war's, als ſchlügen ſelbſt im Bach
Die Wellen, wie entzückte Herzen;
Ein muntres Leben wurde wach.

Und alle Liederſeelen klangen,
Wenn ſie zu Wonnefeſten kam!
Und nun iſt ſie hinweg gegangen,
Die ſo viel Himmel mit ſich nahm!

Die Geiſter ihrer Lieder ſchweben
In einer höheren Natur;
Ein neuer Wohllaut kam in's Leben
Der Friedenshaine jeder Flur!

Erſcheint die Zeit der Nachtigallen:
Laß weiße Blüten dann, o Luft,
Wie helle Thränen, niederfallen
Am Hügel ihrer heil'gen Gruft!

Und wo die Keime himmelblauer
Erinnrungsblumen auferſtehn,
Da werden ahnungsvolle Schauer
Der Sehnſucht um ihr Grabmal wehn.

Indeß umſchwebe ſtill und milde,
Von leiſem Nachgetön umhallt,
In einem ſanften Lebensbilde
Uns ihre geiſtige Geſtalt!

Der ſtille Engel.

Es geht ein ſtiller Engel durch's Leben,
Der mit dem Leben geboren iſt.
Ihm ward die hohe Vollmacht gegeben,
Dem Dulder die ſinkende Seele zu heben,
Und Demuth zu winken Dem, der ſich vermißt.

Was wär' es hier, wenn er uns nicht bliebe,
Wenn er dem Schmerz am Foltergerüſt
Erlöſend nicht die Ketten zerriebe?
Wohl iſt er der Unſchuld ein Engel der Liebe,
Der roſige Lippen zu Lilien küßt.

Er ſteht mit Erd' und Himmel im Bunde;
Kein Bild dem Leben getreuer iſt.
Heil ihm! und Heil der ſeligen Stunde,
Worin er, mit himmliſchem Lächeln, dem Munde
Des Edlen den fliehenden Odem entküßt!

Salomonische Lieder.

1.

Der Winter ist vergangen,
Der Regen ist dahin,
Und Wiesenblumen prangen
Zum Kranz der Schäferin.

Schon wird, den Hain durchirrend,
Die Turteltaube laut,
Die liebend girrt, und girrend
Das Nest der Liebe baut.

Schon treibt die von den Todten
Erstandne Lebenskraft
Im Feigenbaume Knoten;
Die Ranke trieft von Saft.

Sie duftet in die Laube
Den Wohlgeruch hinein.
Komm, Freundin, süße Taube,
Komm in den Rebenhain!

Laß unter frohen Chören
Von Wald- und Feldgetön
Mich deine Stimme hören,
Und deine Schönheit ſehn!

Denn lieblich ſind die Töne,
Wenn deine Stimme ſchallt,
Und hold iſt deine ſchöne,
Sanft blühende Geſtalt.

2.

Wechſelgeſang.

Sie.

Du, den meine Seele liebt, o ſage,
Sag', in welchen Roſen weideſt du?
Unter welchem Nachtigallenſchlage
Deckt die Ceder deine Mittagsruh?

Sage mir, wo duften dich die Myrten,
Und die Liljen, und die Roſen an?
Sage mir es, daß ich bei den Hirten
Nicht vergebens irre, ſüßer Mann! —

Er.

Fehlt dir Kunde, lieblichſte der Frauen?
So geleite, holde Schäferin,
Deine Lämmer hin nach jenen Auen,
Weide nach den Hirtenhäuſern hin!

Tritt hervor, und wecke das Entzücken!
Alles, was der Schönheit Strahlen leiht,
Soll dich, königliches Mädchen, ſchmücken,
Schmücken ſoll dich jede Herrlichkeit! —

Sie.

Schauet meinen Freund! ihr könnt nicht irren;
Hoch und herrlich wandelt er einher.
Lieblich, wie mein Buſenſtrauß von Myrrhen,
Kräftig-mild, wie Traubenſaft, iſt er. —

Er iſt hin gegangen zu den Spezerei'n,
Die der Gartenflor duftig ihm vergeudet;
Hin iſt er gegangen zu dem Gartenhain,
Wo er Roſen bricht, und in Roſen weidet.

4.

Wer iſt, die glänzend vor dem Volke
Herab von Sarons Höhen ſchwebt,
Wie eine lichtbeſtrahlte Wolke,
Die aus dem Dufthain ſich erhebt?

Sei blühet herrlich, wie die Mandel,
Wenn ſich die Lerche hören läßt;
Und ſchön und herrlich iſt ihr Wandel;
Sie naht ſich, wie ein Frühlingsfeſt.

Ihr Haupt iſt, wie die Cederſpitze,
Die auf dem Libanon ſich neigt;
Ihr Auge gleich dem ſtillen Blitze
Der Sommernacht, wenn alles ſchweigt.

Seht, ihres Mundes Perlenreihe,
Mit Rosenpurpur überwebt,
Um den der Liebe süße Weihe,
Das seligheitre Lächeln schwebt!

Gleicht ihre Rede nicht dem Thaue,
Der eine Blumenflur erquickt?
Ihr Schweigen ist die stille Aue,
Worauf der Stern der Liebe blickt.

Von Wohlgerüchen trieft die Schwinge
Der Luft; sie ward in Rosen wach,
Und trägt die seidnen Lockenringe
Der hohen Fürstentochter nach.

So schön sie ist in keuscher Hülle:
Kein Fremder dürfe sich ihr nahn!
Nur mir sey diese Gartenfülle
Voll Lieb' und Frühling aufgethan!

Ich will zum Myrrhenberge gehen;
Ich will das frisch ergossne Grün,
Und meinen Weihrauchhügel sehen,
Ob meine Würzgesträuche blühn.

Die Winde, die auf Bergen ſchliefen,
Stehn auf, und werden milde Luft,
Daß würzig meine Myrrhen triefen.
Die Holde bade ſich in Duft!

Komm, meine Huldin, meine Taube!
Komm, athme lenziſches Gefühl!
Zeuch ein in meine Gartenlaube,
Denn meine Laub' iſt friſch und kühl!

Sei hoch und herrlich mir willkommen,
Die du von Sarons Höhen kamſt!
Dein Blick hat mir das Herz genommen:
Vergüte mir, was du mir nahmſt.

Das
ſchlafende Kind in der Laube.

Da ſchläft; mit jedem Zuge
Ihres Athems trinkt ſie Duft;
Sanft, wie vom Vorüberfluge
Eines Engels, weht die Luft.

Holde Friedensgeiſter ſchweben
Um ihr lächelndes Geſicht,
Denn das rauhe Erdenleben
Blickt in ihren Traum noch nicht.

Walle, zarte Blüte, walle,
Schmeichelnd, wie der weiche Sinn
Ihrer Lieblichkeit, und falle
Leiſ' auf ihren Schlummer hin!

Falle nieder, vom Gewimmel
Schöner Freuden hell umringt,
Wie ein Geiſt, der ſeinen Himmel
Einer Schweſterſeele bringt.

O, ſie ſchlummert in der Fülle
Heil'ger Unſchuld noch ſo ſüß!
Seht! die Wang' umblüht das ſtille,
Unverlorne Paradies;

Blühet aus der reinen Seele
Zart und unbefleckt herauf. —
Leiſer, leiſer, Philomele!
Wecke nicht den Engel auf!

An Karl.

Bei Ueberſendung der Schriften Luthers.

Geliebtes Kind, noch kannſt du nicht verſtehen,
Was heut mein Herz zu deinem Herzen ſpricht.
Doch einſt beginnt das volle Tageslicht
Der heiligen Vernunft dir aufzugehen:
Drum lies, o Kind, dies Blatt im ſtillſten Hain,
Im Opferdufte grüner Tempelhallen,
Bedeutender wird dann der Luftſtrom dich umwallen,
Und näher Gottes Geiſt an deinem Herzen ſeyn.

Und wenn dir dann die Thränen leis' entfallen,
Die auf den Wunsch: ein edler Mensch zu seyn,
Wie Morgenthau auf Blüten, niederfallen:
Dann wage tief dich in dein Herz hinein,
Zur edlen Frucht den Vorsatz anzubauen,
Und schwör' es dir: der Stunde treu zu sein!
Dein Vater weihte dich mit Thränen
Zur Menschenwürde, theures Kind;
Erfülle ganz das liebevolle Sehnen
Der Zähren, die einst deine Richter sind!

Und sie, die gern dir jedes Opfer brächte,
Vergilt einst ihr, die dich am Herzen trägt,
Vergilt ihr einst die langen Winternächte,
Die sie für dich, o Karl, für dich verschlägt.
Sie hängt an dir mit hoffendem Entzücken,
Den edeln Mann in dir einst zu erblicken;
Vergilt es ihr, so viel dein Herz es kann!
Laß nicht umsonst an ihre Brust dich drücken!
Vergilt es ihr, und werd' ein edler Mann!
Den edeln Mann, wie sich die Sitt' auch drehe:
Man ehrt ihn doch, und blickt zu seiner Höhe,

Zum wenigſten mit ſtiller Schaam, hinan.
Dann wirſt du ſehn: man kann auf dieſer Erden,
Durch Zufall viel, und viel durch Mühe werden.
Durch Kraft und Muth nur wird der edle Mann!
Der läßt das Rad des Zufalls achtlos rollen,
Thut, was er ſoll, haſcht nicht nach leerem Schein;
Jedoch nur ſich, in allem ſich nur wollen,
Iſt niedrig, Kind, iſt niedrig und gemein!

Wird dich das Glück nicht hoch erheben:
So halte dieß nicht für ein Mißgeſchick!
Das, was wir ſind, ſind wir durch unſer Leben,
Und was wir ſcheinen, durch das Glück;
Der edle Mann iſt mehr als ſein Geſchick.
So werde, Karl! dann folgt dir im Geleite
Des Lebens nach die ſüße Seelenruh;
O, ſie, die ſich ſo gern dem Menſchen weihte,
Wirft ihren Kranz doch nur der Tugend zu.

Da liegt die Welt vor deinem offnen Sinn,
Und manche Spur führt täuſchend in die Irre.
Ein wunderbar verflochtenes Gewirre
Von Wahr und Falſch, von Nacht und Sonnenſchein

Iſt dieſe Welt; und da mußt du hinein.
Sey deiner Welt, ſo viel du kannſt, ein Engel:
So wird ſie dir, trotz aller ihrer Mängel,
So viel ſie kann, dafür ein Himmel ſeyn.

Und wenn dir nun vor deinen Jünglingsblicken
Die Freuden blühn, und alles Lockung iſt:
So darfſt du wohl die bunten Blumen pflücken,
Doch denke, Kind, daß du auch Seele biſt!
Und aus der Kraft zu denken ſproſſen Blüten,
Die nicht nur blühn, um wieder zu vergehn;
Sie ſind es, die uns viel vergüten,
Und noch allein am Kranz der Freiheit wehn!
Zu denken kann kein König dir verbieten,
So wenig, als dem offnen Blick das Sehn.
Zu denken kann kein König dir erlauben!
Vor allem denke, Karl, Unſterblichkeit und Gott!
Die halte feſt, und laß nicht Hohn, nicht Spott
Des Leichtſinns dir der Seele Stützen rauben!
Doch, der Vernunft getreu, verdamme keinen Glauben!
Wer an die Tugend glaubt, der glaubt an Gott;
Den anders Glaubenden, den wage nie zu ſchelten,
Du biſt nicht Er, er hat nicht deinen Sinn;

Wer Gott nicht ſieht, bei Fackeln ſeiner Welten,
Den zürneſt du gewiß nicht zu ihm hin.
Lehrſt du das Volk: ſo laß zugleich dein Beiſpiel reden,
Das kräftiger, als ſchöne Worte ſpricht;
Das ſchöne Wort empöret Jeden,
Wenn ihm das Beiſpiel widerſpricht.
Dein Vortrag ſey kein prunkendes Geſchwätze,
Es ſey ein Wort, das in die Herzen dringt;
Nimm aus der Welt uns Menſchen, nimm die Schätze
Der Wahrheit, die dein Wort zum Herzen bringt!
Der Wahrheit, junger Freund, gehört dein ganzes Streben;
Sie hebt das Herz, ſie macht den Menſchen frei.
Sie ſey dein Glaub', und immer ſey
Dein Glaube That, Religion dein Leben!

Verkündeſt du die Wahrheit, kühn und frei:
So fürchte nie das Fluchwort eines Bannes!
Doch geh auch nicht auf Abenteuer aus!
Geh ſtill und fromm zu deinem Volk hinaus!
Ich ſtatte dich mit eines freien Mannes
Erhabenem und großem Beiſpiel aus.
Mein Luther, Kind, lies in ſeinen Thaten

Das Leben, das der edle Mann gelebt!
Verkannt, verfolgt, der Argliſt oft verrathen,
Hat er ſein großes Ziel erſtrebt.
Er ſteuerte mit einem höhern Triebe,
Als Jaſon einſt nach einem goldnen Vlies;
Die Wahrheit war's, die ſich von fern ihm wies.
Ich biete dir, zum Denkmal meiner Liebe,
Die Erbſchaft an, die uns ſein Geiſt verließ.
O, lerne ganz in ihm den Mann erkennen,
Der's wagte, ſich der Wahrheit ſo zu weihn!
Und wirſt du einſt den großen Namen nennen,
Dann, gutes Kind, werd' ich wohl nicht mehr ſeyn.
Dann bin ich frei von Erdenfeſſeln;
Und wenn dein Herz zu meiner Gruft dich führt:
So wiſſe, Kind, auch unter Neſſeln
Ruht weich der Staub, den nicht, was ſchmerzet, mehr
berührt.

An meinen alten Frack.

Zu Ende geht hier alles nach gerade:
Der Cederwald, ſo wie der Roſenſtock,
Der Liebe Huld, und Majeſtätengnade,
Das Pallium, und mein profaner Rock.
Mein guter Frack — an dem mit ihren Zähnen
Die alte Zeit ſchon hin und her genagt;
Die nichts verſchont, was wir auch ewig wähnen;
Die nieder bog, was hoch empor gragt;
Sie wagte, ganze Völker auszurotten;
Sie hat, im Bunde mit den Motten,
Sich ſchon an manch unſterblich Werk gewagt;
Sie weiß nichts bittrer zu verſpotten,
Als irdiſche Unſterblichkeit —
Mein guter Frack, wie könnte dir auf Erden
Ein andres Loos, als andern Dingen, werden?
Auch dich hat ſchonungslos die Zeit
Zu ihrem Opfer längſt geweiht!

Ich fühl' es hart, daß ich von dir mich ſcheide!
Allein Eliſa ſelbſt, die doch ein ſchlechtes Kleid
Dem Manne gern, doch nie dem guten Kleide,
Das zu ihr tritt, den ſchlechten Mann verzeiht,
Eliſa ſpricht: du ſeyſt ein wenig angeriſſen,
Und meint darum, daß wir uns trennen müſſen;
Und weil ſie's meint: wohlan! ſo ſcheiden wir.
Du warſt mir ſo bequem; drob hielt ich dich in Ehren!
Doch jetzt — ich lernt' in dir, und übe nun an dir
Die große Kunſt, das Liebſte zu entbehren.

Wir haben, pfadlos eingeengt,
Uns oft durch Dorngebüſch gedrängt,
Und davon trägſt du manche Narbe.
Dazu hat längſt die dunkle Farbe
Der Sonnenſtrahl von dir hinweg geſengt;
Auch merk' ich wohl, du biſt nicht im Geſchmacke
Der Mode mehr, die uns tyranniſirt;
Denn warum ſah der Mann im feinen Fracke
So kalt auf mich, daß mich noch jetzo friert?
Ich leugn' es nicht: ich brachte ſelbſt zuweilen,
Aus Kaltſinn, mich um manche Huld;

Wenn mich der Hypochonder plagte,
Mich wild hinaus in's Freie jagte,
Zu Kält' und Froſt bergauf, bergab:
Du wehrteſt, wenn ich, trotz der Eile,
Dem Eiswind nicht entkam, die Pfeile
Des Winters von der Bruſt mir ab.

Und wenn mein Geiſt im öden Lebensſchwarme,
Trotz allem Kampf, am Ende doch erlag:
Wie flog ich dann erlöſt in deine Arme
Hin, zum Erſatz für den verlornen Tag!
Und von der Schwätzerfluth, von der ich jetzt noch gähne,
Verklang mir nach und nach im Ohr der letzte Laut;
Ich durfte nun die hochgebäumte Mähne
Des Eſels in der Löwenhaut
Mit freiem Spotterguß ein wenig niedergießen;
Nun durfte ſich mein trauter Genius
Mir freundlich nahn, und mir mit ſeinem Kuß
Des Zwanges Bitterkeit verſüßen;
Nun ſpielte ſanft die liebliche Magie
Der Geiſteskraft um meinen freien Buſen;
Ich war entzückt, ich lag im Arm der Muſen;
Ein Leben quoll, wie lauter Melodie

Aus mir hervor; und fern von dem Gewühle
Erhoben mich die seligsten Gefühle!
Sie trugen mich zu meiner Sternenwelt
Hin, wo die Stille wohnt, zu der mein Geist sich hält.
O, diesen Geist gedankenreicher Stunden,
Den tiefen Sinn der feierlichen Nacht,
Hab' ich in dir, mein alter Frack, empfunden;
Das Würdigste hab' ich in dir gedacht;
Und ist mein Grab dereinst nicht ganz verschwunden:
Mit dir erwarb ich mir den kleinen Kranz.
Mag Berenices Haar bis zu dem Sternenglanz
Ein hohes Musenlied vergöttern:
Wir spielen so nicht mit Unsterblichkeit;
Doch grünet mir aus meiner Musenzeit
Ein kleines Reis von den berühmten Blättern,
Die Franz, der Koch, an meine Suppe streut:
So sey auch dir davon ein Blatt geweiht!

An die Wahrheit.

Tochter Gottes! Licht und Friede,
Huld und Menſchlichkeit ſind dein.
Wer von dir die Liebe ſchiede,
Riſſe deinen Altar ein.

Himmliſch biſt du, wie die Güte,
Wenn ſie Liebesworte ſpricht;
Aufgeſchloſſen, wie die Blüte;
Sanft erquickend, wie das Licht.

Strahl' aus deiner lichten Sphäre
Deines Himmels Wiederſchein!
Menſchenſeelen ſind Altäre,
Die ſich deiner Gottheit weihn.

Scheuch' in ſeine blinde Höhle
Das Geſpenſt der Dunkelheit!
Strahl' in jede Menſchenſeele
Lieb' und ächte Menſchlichkeit!

Tiefe, blutig tiefe Wunden
Schlug der Wahn, der Sohn der Nacht.
Sey auf ewig dann verſchwunden
Das Gebiet der dunkeln Macht!

Wie bei'm erſten Feierliede,
Das die Auferſtehung ſingt,
Wird es ſein, wenn hell der Friede
Durch den Kampf der Nebel dringt;

Wenn vom Schönen und vom Guten
Sich das Herz nicht mehr verirrt;
Wenn die Menſchheit nicht mehr bluten,
Wenn ſich alles lieben wird;

Wenn, was Wahn und Trug erſannen,
Längſt verſtummt', und nicht mehr gilt;
Wenn der letzte der Tyrannen
Seines Wahnes Fluch erfüllt.

Hülle dann ein tiefer Schleier
Jede Spur des Jammers ein!
Aber groß ſoll deine Feier,
Lebensauferſtehung, ſeyn!

Der Maitag.

Hinweg mit der Grille,
Wo, hell überblüht,
Die flüsternde Stille
Die Lauben beziehet!
Den blühenden Hallen
Entflattert ein Kranz,
Wie schwebendes Wallen
Der Locken im Tanz.

„Zur Feier der Freude!"
Dieß tönet, dieß hallt
Der Garten, die Haide,
Der Fels und der Wald.
Der Wald ist voll Weihe
Der Lieb', und die Luft,
Die tönende Bläue
Voll Lerchen und Duft.

Der Himmel iſt feſtlich
Zum Teppich geziert
Der Göttin, die öſtlich
Herauf triumphirt.
Ihr hohes Getümmel,
Voll Leben und Ruh,
Wirft Roſen dem Himmel
Der Weſtgegend zu.

Im Frühduft geboren,
Die Locken voll Thau,
Erfliegen die Horen
Das himmliſche Blau.
Da tauchen ſie nieder;
Dann ſchwebet ihr Chor,
Zum Abendfeſt, wieder
Im Purpur hervor.

Wenn Lunen die Feier
Der Fluren empfängt,
Und ſilbern ihr Schleier
Die Waldung umhängt:

Dann ſitzt man ſo innig
Im grünenden Hain,
Und ſchmieget ſich innig
In's Leben hinein.

Da iſt es, als käme
Die Ruhe zum Harm
Der Menſchen, und nähme
Die Welt in den Arm,
Und ſpräche zum Klager:
„Steh auf von der Pein,
Und ſiehe, dieß Lager
Von Blüten iſt dein!“

Leipzig, Druck von Phil. Reclam jun.

Bei demselben Verleger sind erschienen:

Hanchen und die Küchlein

von

A. G. Eberhard.

8te Auflage mit 10 Bildern von Otto Speckter. 12. in Golddecke gebunden 1 Thlr. 8 Gr. —

Für höher gebildete Frauen und Jungfrauen besitzt die deutsche Literatur kein Weihgeschenk, was diesem gleich käme. Die zarten Saiten, welche nur allein das weibliche Gemüth versteht und empfindet, — das stille häusliche Leben, die Ereignisse einer frommen lieblichen Jungfrau schuf der Verfasser zu einer Idylle, die das Gemüth hinreißt, und die reinsten Gefühle verbreitet.

Acht Auflagen, (ein seltener Fall in unserer Literatur,) erlebte das Büchlein binnen wenig Jahren, und diese schmückte **Otto Speckter's** hohes Talent mit 10 Stahlstichen, die an Geist und Gelungenheit sich dem Schönsten anreihen, was Deutschlands oder Englands Künstler je geschaffen haben. —

Der Gatte seiner Gattin, der Vater seiner heranwachsenden Tochter, der Jüngling seiner Geliebten, wer von diesen nach einem Geschenke forscht, was das Gemüth erhebt, was dem Verstande entspricht, will er das Beste wählen, er kann sich bei der Wahl des Obigen nicht täuschen. —

Urania

von

C. A. Tiedge.

Elfte Auflage, mit 7 Kpfrn. gebunden mit Goldschnitt und vergoldeten Decken. Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

do. broschirt ohne Kupfer. Preis 18 Gr.

do. Stereotyp-Ausg. 12. brosch. Preis 8 Gr.

Wo ist der Gebildete in unserm Vaterlande, dem nicht die reinen Harmonien dieses Liedes Erhebung, Trost, Begeisterung

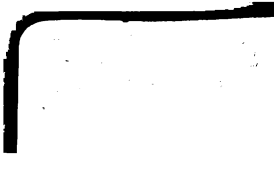
verliehen hätten? Sind auch ihre lieblichen Accorde die schönsten Blüthen der Poesie, — das ist nur vollendete Form, anders noch wird die Brust des Menschen durch sie bewegt; denn ihr trostvolles Thema ist die Lösung der heiligsten Fragen „Entstehen, Seyn — und Tod —!“ Hat die Urania uns in der Jugend begeistert, zu großen Gefühlen erhoben und stand sie als Schutzengel uns zur Seite wenn wir zweifelten und zagten, — so ist sie nicht minder ein Buch der Erhebung, des Trostes und der Zuversicht in den männlichen Jahren und am Abend des Lebens.

Aug. Mahlmanns
sämmtliche Schriften.

Ausgabe in 8 Bänden mit Mahlmanns Portrait in Stahlstich. Preis eines jeden Bandes brosch. 8 Gr.

Inhalt 1r 2r Bd. sämmtliche Gedichte
3r 4r 5r „ Mährchen und Erzählungen
6r 7r „ Marionettentheater, dramatische Sachen, Herodes vor Bethlehem
8r „ Vermischte Schriften, Aufsätze, Erzählungen.

Mahlmanns vielfache und treffliche Leistungen im Gebiete der Poesie sind längst und allgemein bekannt. Im Munde des Volkes leben seine Gesänge, die größten Tonsetzer haben denselben ihre Talente geweiht, und seine Lieder sind es, die nicht minder uns bei der ernstesten Veranlassung Trost und Hoffnung in die Seele rufen, als uns seine Töne entzücken, wo in heitern Kreisen Fröhlichkeit uns belebt, und wo das Herz sich erschließt. — Nicht weniger als seine Gedichte gehören **Mahlmanns** prosaische und dramatische Schriften dem besten an, was unsere Literatur besitzt. Seine Mährchen und Erzählungen, sein Marionettentheater, Herodes vor Bethlehem u. s. w. wo ihm die glücklichste Fantasie ebenso zu Gebote stand, als der feinste und tiefste Witz, werden stets zu den besten Erzeugnissen in diesem Gebiete gezählt werden.

Ich hoffe durch die ausgedehnteste Theilnahme des deutschen Publikums bei diesem Unternehmen belohnt zu werden,

NOV 14 1929